

Trennt Magazin

Nr. 5 [Frühling 2013]

SELBSTVERSUCH

*Fahrrad weg – und
was wird jetzt aus dem
geknackten Schloss?*

TRENNTPROJEKTE

*Des einen Müll
ist des anderen Schatz*

FOTOSTRECKE

*Schrecklich schön
– Müll im Tropenparadies*

Teilen macht schön

Wie junge Kreative aus der Wegwerfgesellschaft ausbrechen

Pro Sekunde werden weltweit 8.000 Kilogramm Kunststoffe hergestellt. Jede Sekunde. Und eine Vielzahl davon gelangt früher oder später ins Meer. Und damit aus unserem direkten Blickfeld. Das Plastikmüll-Projekt „Endstation Meer“ holt den Müll zurück in unsere Städte. Den Start machte Zürich, bis vor kurzem gastierte die Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg, nun ist sie in Tampere in Finnland zu sehen und anschließend reist sie nach Kolding in Dänemark.

www.plasticgarbageproject.org



FOTO © Paulo Maurin/NOAA (Plastikmüll am Strand, Papahānaumokuākea Marine National Monument, 2006)



Liebe Leserinnen und Leser,

wie glücklich macht Sie Besitz? Und vor allem, wie lange? Oder gehören Sie ihr schon an – der wachsenden Avantgarde, die längst begriffen hat, dass unser konsumbasiertes Wirtschaftsprinzip so nicht dauerhaft funktionieren kann. Wir müssen umdenken! Vom Wegwerfen und Neukaufen hin zu einem bewussteren Umgang mit unseren Produkten.

Dabei ist nicht die Rede von übertriebenem Aktionismus und Konsumverzicht – nein, das Ziel liegt im Alltäglichen. Das vom Markttag übriggebliebene ganz selbstverständlich weiter benutzen, die eigene Couch über Internetplattformen vermitteln oder das nicht mehr gewollte Shirt auf Kleidertauschpartys gegen ein trendiges Paar Jeans einwechseln – das Prinzip Tauschen und Teilen boomt in Netzwerken on- sowie offline. Schlafplätze, Klamotten, Fahrzeuge, Bücher, Werkzeug, Geld, Büros, Gärten, Parkplätze und mittlerweile selbst Lebensmittel erfreuen sich wechselnder Besitzer.

Der Filmemacher Valentin Thurn hat unsere Wegwerfgesellschaft in seinem Film „Taste the Waste“ drastisch dokumentiert. Wir haben ihn getroffen und seine Meinung zu Schuld und Auswegen aus der Wegwerfgesellschaft erfragt.

Einem unserer Autoren wurde kürzlich das Rad geklaut – in unserem „Selbstversuch“ konnte er aber erleben, wie es auch als wiederaufgestandene Waschmaschine noch viel Ladung aufnehmen kann. Dass Reste sogar zu Kunst erhoben werden können, zeigt uns der Fotograf Alejandro Durán. Der arrangierte das angeschwemmte Treibgut zu neuen Landschaften. Damit stellt er die Sinnfrage, vor der wir angesichts maßlosen Konsumtriebs immer wieder stehen werden.

Das hat auch die Berliner Band 2raumwohnung erkannt, die uns ihr Bewusstsein von einer besseren Welt erklärt. Ob sie sich wohl auch ein paar Tipps aus unserem Ratgeber holen? Denn diesmal erfahren Sie, wie man selbst das Grillen zur Umweltsache erklären kann. Darüber hinaus stellen wir die neue Wertstofftonne vor – denn Gelbe Tonne und Orange Box machen jetzt gemeinsame Sache.

Und was natürlich nicht fehlen darf, sind die vielen Trenntprojekte und wunderbaren Fundstücke, die wir für Sie ausfindig gemacht haben. In diesem Sinne wollen wir Sie auch gern dazu anregen, unser Heft und dessen Inhalte zu tauschen oder anderen mitzuteilen. Viel Spaß dabei!

Ihr Trenntstadt-Team

INHALT

Teilen schmeckt Seite 20

Zusammen isst man weniger allein. In unserer Titelseite besuchen wir junge Menschen, die Essen, Kleidung, Möbel oder Wohnungen lieber nutzen als besitzen.



Kettenreaktion Seite 8

Rostige Fahrradketten kann man entweder ölen – oder sie als Kronleuchter an die Decke hängen.

Mit dem Strom Seite 52

Der mexikanische Designer Alejandro Durán sammelt Strandgut, sortiert es nach Farben und verschmilzt es mit tropischen Paradiesen. Schrecklich schön!



6 **AUFTAKT** Eine Frage
Was haben Sie in Ihrem Leben getauscht?

7 **STATISTIK** Der alte Dreck und das Meer
Wie lange braucht Müll, um im Ozean abgebaut zu werden?

8 **TRENNTPROJEKTE** Die schönsten Seiten der Wiederverwertung
Wie aus Schlachtabfällen ein Plastikbecher wird

16 **HISTORIE** Zur Durchsicht
Dass Glas wiederverwertet werden kann, wussten schon die Römer

18 **ÜBERBLICK** Die große Welt des Mülls
In Mauretanien sind Plastiktüten seit diesem Jahr verboten

20 **TITEL** Wir haben genug!
Die Avantgarde tauscht, teilt und leiht, statt immer neu zu kaufen

32 **INTERVIEW** „Ich will nicht nur die Salatköpfe retten ...“
Valentin Thurn setzt sich gegen Lebensmittelverschwendung ein

36 **FUNDSTÜCKE** Was uns glücklich macht ...
Bretter vorm Kopf können kleidsam sein – als Skateboard-Brillen

39 **TRENNTVORBILD** Grün sein heißt zusammen sein
Zwischenwohnung passt gut auf sich und die Natur auf

40 **SELBSTVERSUCH** Ey Mann, wo is' mein Fahrrad?
Und was passiert mit dem kaputten Schloss?

52 **FOTOGRAFIE** Schrecklich schön
Ein Künstler kippt Meeresmüll in Naturschutzgebiete

64 **RECYCLINGECKE** Paradies aus Abfall
Richard Sowa hat eine Insel aus Müll gebaut und wurde weggespült

66 **TRENNTFÖRDERUNG** Bio – top!
Wo früher eine Müllkippe war, unkt heute die Knoblauchkröte

69 **RATGEBER** Bratmaxes grünes Herz
Wie das Grillen im Park auch der Natur schmeckt

75 **IMPRESSUM & VORSCHAU**
Leben in Zirkeln: Wie die Wirtschaft lernt in Kreisläufen zu handeln

76 **PROTOKOLL** Getrennt befragt
Was ist ökologischer: Buch oder E-Book?

FOTOS: Silke Weinsheimer, Patricia Alpijar, Alejandro Durán | FOTO rechts: Paulo Maurin/NOAA (Plastikmüll am Strand, Papahānaumokuākea Marine National Monument, 2006)



EINE FRAGE:

„Was haben Sie in Ihrem Leben getauscht?“



Sebastian Otto, 38 Jahre

„Tauschen? Da habe ich keine guten Erfahrungen gemacht. Erst vor kurzem habe ich mit meiner Freundin zeitweise die Autos gewechselt. Nun ist meine Stoßstange um ein Stück ärmer.“



Sascha Tefke, 31 Jahre

„Ich genieße es, nach einem stressigen Tag in der Firma oder auch gern mal ein ganzes Wochenende den Fernseher auszulassen und stattdessen ein gutes Buch zur Hand zu nehmen. Weil das nach einiger Zeit ganz schön ins Geld geht, bin ich darauf gekommen, Gelesenes mit Freunden zu tauschen. Da hat man die Empfehlung gleich inklusive!“



Dorothee Silbermann, 75 Jahre

„Ehrlich gesagt, habe ich seit einer Ewigkeit nichts mehr getauscht. Eine Geschichte ist mir jedoch im Kopf geblieben: Etwa gegen 1946, also kurz nach dem Krieg, hatte man kaum die Mittel, sich alles neu zu kaufen. Es gab auch nichts. Um aber dennoch ein neues Paar Schuhe für mich zu kriegen, ging meine Mutter in die damalige Schuhtauschstelle in Potsdam – und tauschte meine zu kleinen Stiefel ein. Stolz weckte sie mich mitten in der Nacht und präsentierte mir das neue Paar. Leider waren sie zu klein. Aber das habe ich ihr nie gesagt. Gestern wäre sie übrigens 105 Jahre alt geworden.“



Saskia Marpert, 26 Jahre

„Was ich selbst nicht mehr brauche, sucht jemand anders manchmal schon seit langem. Deshalb ist es für mich völlig normal, meine Klamotten ab und zu mal auszusortieren und das ein oder andere Teil mit meiner besten Freundin zu tauschen. Wir haben denselben Geschmack, das macht es umso leichter. Und was in ihrem Kleiderschrank zu viel ist, findet oftmals den Weg in eine meiner Schubladen.“



Angelika Kiklas, 56 Jahre

„Meine erwachsene Tochter und ich wohnen in einem Haushalt. Da tauscht man gerne mal das eine oder andere. Was im Kühlschrank zu viel ist, isst der andere einfach mit. Dafür ist es das nächste Mal dann wieder umgekehrt. Ab und zu teilen wir auch die Kleidungsstücke. Und wenn sie mir das Rad putzt, übernehme ich dafür gern die Wäsche.“

Und das nächste Mal möchten wir wissen:

„Was ist beim zweiten Mal besser?“

Schreiben Sie uns auf www.trenntstadt-berlin.de

Wie lange braucht der Müll im Meer, um abgebaut zu werden?



QUELLE: Umweltbundesamt (Broschüre „Schwerpunkte 2013“)

TRENNT projekte

Pimp My Ride

Nein, Carolina Fontoura Alzaga zeigt hier nicht nur ihre tollen Oberarme und beeindruckt mit ihren Ohren-Atem-Augen-Schutzmasken. Die aus Denver stammende Designerin ist in ihrer Werkstatt gerade dabei, etwas noch Ungewöhnlicheres zu produzieren: Kronleuchter aus Fahrrädern. Die alten Ketten und Speichen findet sie auf Müllhalden, entfettet und reinigt sie per Hand und verbindet sie zu schweren Riesenleuchtern. „Die meisten Menschen machen sich keine Gedanken darüber, was mit all dem Müll passiert“, sagt sie. Mit ihren Lampen geht ihnen vielleicht ein Licht auf.

www.facaro.com

FOTO Diego Souza

3 FRAGEN AN:

Graham Pope

Graham Pope verleiht gemeinsam mit seinem Freund Pau Simo Fahrräder, die jeder nutzen kann – ohne etwas zu bezahlen.



Die Idee, Fahrräder kostenlos zu verleihen, klingt ziemlich idealistisch. Warum macht ihr das?

Wir sind Fans von Hospitality Club und Couchsurfing. Nachdem wir in Berlin alle Fahrradverleih-Möglichkeiten ausgetestet haben, waren wir überzeugt, dass wir ein zentrales, kostenfreies System etablieren können, was einfach besser funktionieren würde. Pau hatte in Spanien ein Zeit-Bank-System mitentwickelt. Ich reparierte vorher Fahrräder in einer Non-Profit-Fahrradorganisation in Dublin. Also entwickelten wir im Internet ein einfaches Buchungssystem für drei Fahrräder. Am 15. Juli 2012 haben wir unser erstes Fahrrad verliehen.

Wo finden die Menschen ein Rad, wenn sie eins brauchen?

Wenn jemand das Anfrageformular im Internet ausfüllt, schicken wir ihm eine Nachricht, wo sich das Fahrrad befindet. Die Räder werden in den Hinterhöfen der BikeSurf-Mitglieder in Kreuzberg, Friedrichshain und Prenzlauer Berg abgestellt. Um unsere Kosten so gering wie möglich zu halten, führen wir keinen Shop und keine Zentrale.

Woher bekommt ihr die Fahrräder und wo soll es in Zukunft hingehen?

Die meisten Räder bekommen wir geschenkt. Es ist ein Zeichen von Vertrauen, wenn uns Menschen ihre Fahrräder geben, weil sie aus Berlin wegziehen oder es einfach nicht mehr brauchen. Wir wollen mehr Fahrräder in Umlauf bringen, im Juni sollen es schon 20 sein. Außerdem wollen wir Rad- und Trekkingtouren und Reparatur-Stunden organisieren. Mittelfristig wollen wir die Leute ermutigen, das Bike-Surfing in anderen Städten zu etablieren. Dafür arbeiten wir derzeit an einer Webseite, die es ihnen erleichtert, ihren eigenen Zweig zu eröffnen. Denn langfristig soll ein weltweites Netzwerk entstehen.

FOTO Ryan Walsh

www.bikesurfberlin.blogspot.de

RUF AUS BERLIN

Ich war einmal...

... ein weißes Hochzeitskleid aus dem Jahr 1945. Der Zweite Weltkrieg war gerade vorbei und der Schwarzmarkt am Brandenburger Tor blühte. Eine junge Frau tauschte mich gegen ein Familienerbstück, das ihr Großvater über die Kriegswirren gerettet hatte. Leider musste ich erst zwei Jahre im Schrank warten, weil der Zukünftige in russische Kriegsgefangenschaft geraten war. Nur manchmal holte mich die Frau heraus und drückte mich wehmütig an sich. Als ich dann endlich meinen großen Tag erleben durfte, war ich überglücklich. Alle bewunderten mich. Danach verschwand ich für viele Jahre, eingemottet in einem Kleidersack. Dort entdeckte mich die Enkelin und gab mir als Partykleid, kombiniert mit Nietengürtel und Sneakers, eine zweite Chance. Später landete ich trotzdem ziemlich abgerumpelt auf dem Flohmarkt. Dort hat mich Elisabeth Prantner dann erstanden und in ihrem „Veränderungsatelier“ in den Hackeschen Höfen wachgeküsst. Sie haucht fehlgekauften, ungeliebten, alten, abgetragenen oder kaputten Kleidungsstücken neues Leben ein. Jeder kann in ihre Schneiderei kommen, seine Klamotten reparieren und aufpeppen lassen. Das gefällt mir.

www.lisad.com/bisesmirvomleibefaeilt



EDITION AH-11
 DATE 03.09.2010
 NAME Hannes



Schildmützenbürger

Warum sehen sich T-Shirt und Mütze hier so verdammt ähnlich? Liegt daran, dass die Mütze vorher das T-Shirt war – eine Verwandlung, auf die Designerin Amélie Hentschel eher zufällig stieß. Eigentlich wollte sie nur ein Geburtstags-geschenk für einen Freund basteln. Aus einem alten Lieblings-T-Shirt nähte sie kurzerhand eine Mütze. Das war vor drei Jahren. Seitdem überlassen ihr immer mehr Menschen T-Shirts, von denen sie sich nicht trennen können, um deren Lebensdauer in Form einer ziemlich coolen Kappe zu verlängern. Zudem bleibt ein Schildmützenbürger nicht allein. Denn ein kleines Stück T-Shirt näht Hentschel immer in die übernächste Kappe mit ein, so entsteht eine Verbindung zwischen allen Mützentägern.

www.ah310.com

PROTOKOLL



WAS IST EIGENTLICH: MURKS?

Stefan Schridde ist studierter Betriebs-wirt und betreibt seit Februar 2012 das Internetportal „Murks? Nein danke!“

Im Grunde fast alles, was uns umgibt. Immer mehr Produkte gehen kaputt, kurz nachdem ihre Garantie abge-laufen ist. Handys, Fernseher, Kaffee-maschinen, Drucker. Das darf nicht sein, doch die Hersteller wollen so schneller Umsatz und mehr Gewinn machen. In den letzten 100 Jahren hat sich das Prinzip des geplanten Verschleißes durchgesetzt. Das bedeutet, dass in Produkten bewusst Schwachstellen eingebaut werden. In einer Zeit, in der wir die Grenzen des Wachstums und der Rohstoffausbeutung erreicht haben, können wir uns diese Wegwerfproduktion nicht mehr leisten. Stattdessen müssen wir Produkte so lange wie möglich nutzen und die darin enthaltenen Stoffe wiederverwenden.

Mit diesem Murks funktioniert das aber nicht. Hersteller müssen endlich dafür die Verantwortung übernehmen! Deswegen habe ich die Initiative MURKS? NEIN DANKE! gegründet. Auf einer Internetseite können Konsumenten alle verdächtigen Produkte melden, von denen sie vermuten, dass sie bewusst konstruiert wurden, um schnell kaputt-zugehen. Fünf Millionen Besucher waren bereits im ersten Jahr auf der Seite und haben rund 1.500 Meldungen hochgeladen, die die Methoden der Industrie aufdecken. Das anhaltende Interesse zeigt: Die Zeiten des Murks sind vorbei.

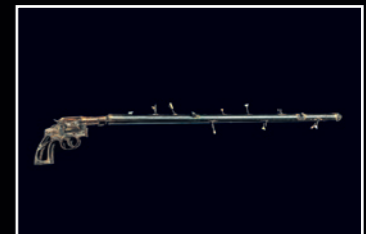
www.murks-nein-danke.de



Spiel mir das Lied vom Leben

Die Mafia hat ja angeblich ihre Maschinengewehre in Gitarrenkoffern transportiert. Mehr hatten Waffen bislang nicht mit Instrumenten zu tun. Jetzt hat der mexikanische Künstler Pedro Reyes 6.700 Schusswaffen in verschiedene Klangkörper verwandelt. Pistolen schmiedete er zu Banjos, Gewehrläufe wurden Flöten. Insgesamt 50 Musikinstrumente entstanden innerhalb von zwei Wochen, mit denen sich tatsächlich Musik machen lässt. Reyes bekam die Waffen von der mexikanischen Regierung, die sie unschädlich machen wollte. Schon fünf Jahre zuvor hatte er 1.527 Waffen einschmelzen lassen, um daraus Schaufeln formen zu lassen, mit denen ebenso viele Bäume gepflanzt wurden. Mit den klingenden Gewehrläufen geben Musiker mittler-weile sogar Konzerte. Wenn ein Gitarrist also in seinem Koffer eine Knarre liegen hat, könnte es durchaus sein, dass er damit vorhat, Musik zu machen.

www.blog.pedroreyes.net



OPENING DAYS:
SUNNY DAYS

LAPIN KULTA

SOLAR
KITCHEN
RESTAURANT



PRINZIP BRENNGLAS

Solarkocher wandeln Sonnenstrahlung in Wärmeenergie. Seine Spiegelflächen sind so geformt, dass die Sonnenstrahlen auf einen Brennpunkt konzentriert werden, unter dem ein leichter, schwarzer Topf steht. Wenn sich die Sonne dreht, muss auch der Parabolspiegelkocher gedreht werden. Verschwindet die Sonne, bleibt die Küche kalt.

ALTER OFEN

Schon in der Antike wussten die Menschen mit Spiegeln und Sonne Feuer zu entfachen. In der Renaissance wurden mit Sonnenstrahlen Metalle geschmolzen und Flüssigkeiten destilliert. 300 Jahre später begann man mit ersten Solarkoch-Experimenten. Der Franzose Augustin Mouchot schrieb das erste Buch über Solarenergie und reiste 1875 als Solarpionier nach Algerien, wo er den Soldaten mithilfe eines Solarherdes Kaffee kochte. Seit rund 50 Jahren gibt es Solarzellen mit Silizium – der Grundstein für den heutigen Solarkocher.

SELBST IST DER KOCH

Für einen guten Solarkocher muss man mindestens 300 Euro ausgeben. Sie lassen sich aber auch mit Pappe, Alufolie, einer Glasplatte, schwarzer Farbe, Silikon und Werkzeug selbst bauen. Die genaue Anleitung steht zum Beispiel im Buch „Kochen mit der Sonne“ von Rolf Behringer und Michael Götz (Ökobuch Faktum).

FOTO: Imagekontainer/Knölke (Montage: TrenntMagazin)

SLOW FOOD

Ein Solarkocher kann eigentlich alles, was eine Herdplatte auch kann: wärmen, garen oder frittieren – je nachdem wie groß die reflektierende Fläche und die Sonneneinstrahlung ist. Mit einem Durchmesser von 140 cm erreicht er eine Leistung von rund 750 Watt. Aber das dauert: Bei guter Sonneneinstrahlung kochen drei Liter Wasser in 25 Minuten.

HELIOS' HELDEN

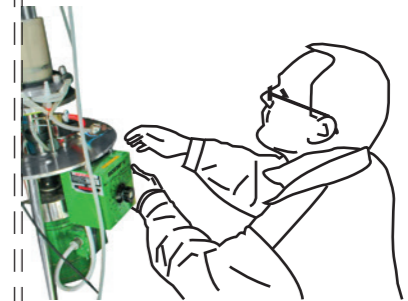
Die wohl berühmtesten Solarköche sind Antto Melasniemi und Marti Guixe mit dem Lapin Kulta Solar Kitchen Restaurant aus Helsinki. Im Sommer 2011 reisten sie mit dem Lapin Kulta Solar Kitchen Restaurant quer durch Europa und servierten im Freien und mit Stil (siehe Foto). Wenn die Sonne mal nicht schien, gab es Salat.

www.lapinkultasolkitchenrestaurant.com

PRODUKTGESCHICHTE

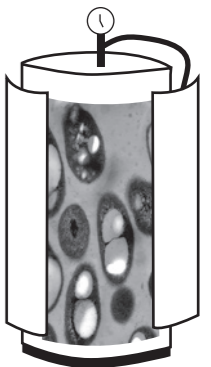
WIE AUS FETT PLASTIK WIRD

Wenn Tiere geschlachtet werden, landet ein Drittel davon im Müll. Ein großer Teil der Schlachtabfälle ist Fett, welches von Forschern der Uni Graz chemisch in Biodiesel umgewandelt wird.



Dieser dient anschließend als Futter für besondere Mikroorganismen, die speziell zu diesem Zweck gezüchtet wurden.

In schrankhohen Stahlkesseln produzieren die Mikroorganismen aus dem Biodiesel winzige Kügelchen des grünen Kunststoffs. Aus den 500.000 Tonnen Abfallfett können auf diese Weise etwa 200.000 Tonnen Plastik entstehen.



Die Wissenschaftler können sogar die Materialeigenschaften von starr bis gummiartig steuern. Die Verwendung für den Kunststoff reicht damit von einfachen Verpackungsmaterialien bis hin zu hochwertigen Produkten wie Bioimplantaten. Das Besondere daran: Das Bio-Plastik ist kompostierbar und führt nicht zur Bildung von Müllbergen.

www.animpol.tugraz.at

ZU SCHÖN, UM MÜLL ZU SEIN!

Wir benutzen sie fast täglich. Sie sind abwaschbar, oft mit bunter Schrift bedruckt und wenn wir sie zu voll packen, reißen die Henkel ab. Plastiktüten. Eigentlich ein vermeidbares Alltagsutensil, Dodi Reifenberg aber kommt nicht ohne sie aus. Der aus Israel stammende Künstler ist in Berlin zu Hause und macht seit mehr als zehn Jahren mit den Tüten, was er will: schneiden, kneten, knittern, falten oder schmelzen. Seitdem hat er tausende von ihnen zu Collagen, Skulpturen, Kleidungsstücken und Einrichtungsgegenständen verarbeitet. Die sind so schön und lebendig, dass man bei ihrem Anblick nicht an Müll denkt. Höchstens wenn zwei Kinder auf einer Müllhalde unterwegs sind.

dodireifenberg.com





SCHWEIZER
STUBENHOCKER

Wer Kinder hat, weiß: Kleine Hocker kann man gar nicht genug haben. Der Schweizer Designer Nicola Stäubli findet, dass man sich die auch problemlos selbst bauen kann. „Massenware ist oberflächlich und ökologisch absurd“, sagt er und zeigt auf seiner Seite, wie man aus Kartons zum Beispiel einen „Stool“ bauen kann. Die Mustervorlagen sind kostenlos und ohne Lizenz. „Produkte sollen bezahlbar und clever gebaut sein – dafür ist Design da.“

Age: 4 - 8 years
Cardboard: Single-layered, 4 mm
Quantity: 3 sheets (100 x 100 cm)
Time: 3.5 h
Difficulty: **

SELBSTTEST

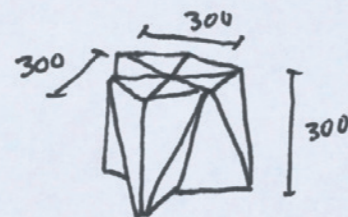
Die Idee ist toll, aber können auch Bastel-Laien einen Altpapier-Karton in ein Sitzmöbel verwandeln? 15 Stunden habe ich Vorlagen ausgedruckt, zurechtgeschnitten, aufgeklebt, ausgeschnitten, gefaltet und aneinandergelieimt. In der Anleitung stand etwas von drei Stunden. Als der kleine Papphocker endlich fertig war, habe ich mich neugierig auf meinen Erstling gesetzt: Er kipzelt, ist aber trotzdem irgendwie bequem. Vielleicht war es auch nur die Erschöpfung.

ANLEITUNG

Materialien zurechtlegen: 3 Kartonplatten 1 x 1 m, Cutter, großes Lineal, Drucker, Papierleim, Sprühkleber, Kreppband.

Die ausgedruckten und ausgeschnittenen Vorlagen auf den Karton kleben. Entlang der Linien ausschneiden und falzen. Falze zusammenkleben, bis merkwürdige Rhomben entstehen. Diese so aneinanderfügen, dass eine runde Sitzfläche entsteht. Dekorieren.

www.foldschool.com



MIT GUMMI MACHEN

In schwarzen Gummiresten Schönheit erkennen – für viele mag das absurd klingen, Ainhoa Salgueiro hat daraus eine Geschäftsidee entwickelt. Die gebürtige Spanierin lebte gerade in Vietnam, als ihr die alten Auto- und Motorradreifen ins Auge fielen. Zuerst nähte sie eine Laptop-tasche daraus. Das Material war wie dafür gemacht: wasserdicht, robust, relativ flexibel. Schön ist, dass jeder Reifen eine eigene Struktur hat. Mittlerweile produziert sie Taschen aller Art in Serie, nur nicht mehr in Hanoi, sondern in Berlin. Die alten Reifen bezieht sie aus Brandenburg, kurz bevor sie nach Asien verschifft werden. Sie unterbricht also die Recyclingkette, bevor sie aufgrund langer Transportwege unökologisch und teuer wird.

www.avocadostore.de/brands/goma oder www.gomabags.com

Krumme Dinger

Lea Brumsack und Tanja Krakowski haben ein Herz für Knollen. Je runkeliger die Kartoffeln oder Rüben aussehen, desto lieber sind sie ihnen. Die beiden Designerinnen retten benachteiligtes Obst und Gemüse, das es nicht in die Regale von Supermärkten schafft. Fast die Hälfte der Ernte eines Bauern darf aus kosmetischen Gründen nicht in den Handel. Brumsack und Krakowski holen den kulinarischen Ausschuss direkt beim Bauern ab und machen ihn wieder salonfähig. Wenn sie die Knollen so liebevoll auf die Teller drapieren, werden die plötzlich ganz schön. Derzeit suchen sie nach einem eigenen Laden, wo man ihre selbstgekoachten Pestos, Chutneys, Currys und regionale vegetarische Leckereien vor Ort probieren kann. Bucklig is beautiful!

www.culinarymisfits.de



FOTO Marga van den Meydenberg

ZUR DURCHSICHT

Altes Glas zum Container zu tragen, gehört für die meisten Deutschen heute zum Alltag. Aber wer ist eigentlich auf die Idee gekommen, Scherben immer wieder auferstehen zu lassen? Eine Spurensuche in der Geschichte.

TEXT Claudia Euen

Es war ein Tag im Juni, als Horst Hehn ein Problem hatte. Die Mauer war vor wenigen Monaten gefallen, die deutsche Einigung vorbereitet und er hockte in Hellersdorf in der größten Recyclinganlage der DDR auf den Resten einer Gesellschaft. Als Sprecher der Annahmestelle des VEB Sero – die Abkürzung für Sekundärrohstoffe – sagte er dem Magazin Spiegel, dass er in seinem Lager Tonnen von Papier und Glas hatte. Seit acht Wochen hatte er kein einziges Glas mehr verkauft. „Wir sitzen auf Bergen von Abfall“, sagte Hehn. Dabei waren im Jahr davor noch über eine Milliarde Gurken- und Marmeladengläser sowie Schnapsflaschen von der DDR-Industrie wiederverwertet worden. Denn Glasrecycling war im Osten weit verbreitet.

Schulkinder zogen mit Bollerwagen durch die Straßen, klingelten an den Haustüren und suchten Altpapier und Altglas zusammen. Wenn man heute mit den Sero-Sammlern von damals spricht, erinnern sie sich oft auch an gemeinsame Ausflüge mit Freunden, die ganz selbstverständlich dazugehörten. Die bankrotte DDR konnte es sich auch gar nicht leisten, Rohstoffe wie Glas oder Papier wegzuschmeißen. Die Mangelwirtschaft von damals zwang dazu, nichts zu verschwenden.

Als die Mauer fiel, fiel auch das Bewusstsein für den Wert von natürlichen Ressourcen. Die ersten Dosen und Tetrapaks schmeckten nach Freiheit. Heute, knapp 25 Jahre später, weiß jeder, dass Tetrapaks in die Wertstofftonne, Papier in die Blaue Tonne und leere Gläser in den Altglascontainer gehören. Auch wenn dafür niemand extra entlohnt wird. Gerade beim Glasrecycling liegt Deutschland im europaweiten Vergleich ganz vorn. 97 Prozent der deutschen Haushalte bringen benutzte Gläser und Flaschen in die Container. Rund 250.000 von ihnen gibt es landesweit. Der Gedanke, die Umwelt zu schonen, hat sich in unser Bewusstsein gefressen. Ein leeres Marmeladenglas in den Hausmüll zu schmeißen tut fast so weh, wie ein Auto ohne Katalysator zu fahren. Trotzdem werfen die Berliner nicht jede Flasche in den für ihre Farbe bestimmten Container. Weiß, grün und braun – andersfarbiges Glas gehört in den Grünglas-Behälter. Auf Grundstücken wird nur zwischen Weiß- und Buntglas unterschieden – hier kommen alle farbigen Gläser in die Buntglastonne. Verschlüsse und Deckel sollten in der Wertstofftonne entsorgt werden. Jeder sollte darauf achten: Andernfalls wird beim Recyclingprozess mehr Energie verbraucht.

Glasrecycling ist aber bei weitem keine Erfindung des Sozialismus, „sondern ein politisches Kind der Moderne“, sagt Professor Heiko Hessenkemper von der Technischen Universität Freiberg. Im Zuge der Umweltbewegung der siebziger Jahre begannen Glashütten, Altglascontainer auf ihren Firmengeländen aufzustellen. Auch die Berliner Stadtreinigung (BSR) gehörte in dieser aufkeimenden Recyclingindustrie zu den Trendsettern. Das Unternehmen stellte als eines der ersten in Deutschland solche

Tonnen in Berliner Hinterhöfe und animierte die Menschen so, für ihren Müll Verantwortung zu übernehmen. „Allerdings war man von den heutigen technischen Möglichkeiten, Glas aufzubereiten, weit entfernt“, sagt Dorothee Richardt vom Bundesverband für Glasindustrie. „Es war unmöglich, größere Mengen farbenrein zu sortieren und von Verunreinigungen zu befreien.“ So blieb das Glasrecycling zunächst Privatsache. 1974 wurden gerade einmal 6,5 Prozent des Altglases in der BRD wiederverwertet, das entspricht 150.000 Tonnen. Heute hat Glas eine der höchsten Verwertungsquoten unter den Verpackungsmaterialien, 2010 wurden in Deutschland zwei Millionen Tonnen Glas recycelt. Recyclingglas ist der wichtigste Rohstoff für die Herstellung neuer Glasflaschen und -konserven, denn es ist zu 100 Prozent recyclingfähig.

Die bewusste Wiederverwertung von Glas aber kam reichlich spät, wenn man bedenkt, dass es zu den ältesten Werkstoffen überhaupt gehört – frühe Funde stammen aus der Steinzeit vor rund 9.000 Jahren. Überliefert ist, dass die alten Ägypter um 3.000 vor Christus begannen, gezielt Glas herzustellen. In der Zeit entstanden die ersten Schmuckstücke und Gefäße. Im alten Rom kurz vor Beginn der Zeitrechnung

Schon die alten Römer füllten Parfüm und Medikamente in Glasgefäße.

fand die eigentliche Revolution des Werkstoffs statt: Die Glasmacherpfeife wurde erfunden. Von da an konnte Hohlglas hergestellt werden, wie zum Beispiel Karaffen und Trinkbecher. Ausgrabungen in Herculaneum und Pompeji zeigen, dass aber auch schon gegossene Glasplatten für Verglasungen verwendet wurden, selbst wenn sie nach unseren heutigen Vorstellungen primitiv wirkten: Sie hatten eine raue Unterseite, waren verschieden dick und die Farben waren nicht identisch. Was allerdings bei der Herstellung zu Bruch ging, wurde schon damals zurück in den Schmelzofen befördert. „Rund um alte römische Hütten fand man Glasscherben, die in den Produktionsprozess wieder eingegliedert wurden“, sagt Professor Heiko Hessenkemper. Die alten Römer waren sich der positiven Eigenschaften von Glas durchaus bewusst. So erlangte es immer größere Bedeutung für Medizin und Wissenschaft. Parfüm und Medikamente wurden in Glasgefäße gefüllt, da es zu keinerlei Austausch zwischen Stoff und Verpackung kommen konnte. Diesen Vorteil genießt das Glas noch heute. Kein anderer Werkstoff kann das ersetzen, zudem wird durch das Recyceln ständig Energie gespart, die für die anfänglichen chemischen Reaktionen entfällt. Jede Flasche besteht heute im Schnitt zu rund 60 Prozent aus Recyclingglas-Scherben, bei grünen Flaschen sogar bis zu 90 Prozent. Zudem lässt sich Glas beliebig oft einschmelzen.

Es ist also nicht schlimm, wenn Flaschen oder Gläser zu Bruch gehen, nicht umsonst heißt es im Volksmund: Scherben bringen Glück. Deshalb schmeißt man angehenden Hochzeitspaaren altes Porzellan vor die Füße, möge ihr Eheleben nicht zerbrechen, denn das lässt sich nicht recyceln wie eine leere Weinflasche.

Die große WELT des MÜLLS

Massachusetts

50 Milliarden – das ist die traurige Rekordzahl an PET-Wasserflaschen, die in einem Jahr über US-amerikanische Ladentheken gehen. Immerhin 38 Milliarden davon landen auf Müllkippen. In Concorde, einer Kleinstadt in Massachusetts, will man dem Plastikmüll einen Riegel vorsetzen: Der Verkauf von PET-Flaschen der Volumina 1 Liter oder weniger ist nun verboten.

Kaliningrad

In der russischen Exklave Kaliningrad ist Mülltrennung noch ein Fremdwort: Der größte Teil des Abfalls landet dort ungeordnet auf teilweise unregistrierten Altdeponien. Ungehindert verseuchen die Müllberge das Grundwasser. Aber nun ist man endlich daran, ein regionales Programm zur Abfallbehandlung umzusetzen. Dabei sollen in den nächsten Jahren sämtliche Altdeponien geschlossen und rekultiviert werden sowie vier neue Großdeponien mit Sortier- und Kompostieranlagen entstehen.

Thailand

Wie man gleichzeitig Umwelt und Menschen hilft, zeigt die „Prothese Foundation“. Das Projekt macht es möglich, aus einem Teil der anfallenden Aluminiumabfälle Prothesen herzustellen. Die Verschlüsse von Alu-Dosen werden hierzu eingeschmolzen und in Blöcke gegossen. Die Initiative stellt im Anschluss verschiedene Ersatz-Gliedmaßen daraus her, die den Patienten schließlich unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden. Für eine Prothese müssen circa 3.000 Verschlüsse gesammelt werden.

Mauretanien

Dass auch Entwicklungsländer in Sachen Umwelt Trends setzen können, beweist Mauretanien auf radikal gute Weise. In dem afrikanischen Land ist es seit Anfang 2013 verboten, Plastiktüten herzustellen, zu vertreiben oder zu benutzen. Andernfalls droht bis zu einem Jahr Gefängnis oder umgerechnet 2.500 Euro Geldstrafe. Damit soll verhindert werden, dass sich der Plastikmüll nahezu vollständig in der Natur wiederfinden lässt. Und damit Gefahr für Mensch und Tier gleichermaßen ist. Beispielsweise wurden in 80 Prozent der Pansen von geschlachteten Rindern Reste von Plastikmüll gefunden.

Brasilien

Aus der Not eine Tugend machen – das ist die Antwort von Coca-Cola auf das Müllproblem Brasiliens. Zumindest für die Zeit bis zur bevorstehenden Fußball-Weltmeisterschaft. An über 100 Sammelstellen in Rio de Janeiro können benutzte PET-Flaschen, die sonst bestenfalls im Müll gelandet wären, abgegeben werden. Anschließend werden sie von Coca-Cola Brasil eingeschmolzen und zu den 6.700 Sitzplätzen des neuen Maracanã-Stadions verarbeitet.

Kambodscha

Aller guten Dinge sind drei? Das gilt nicht in Kambodscha, wo dies die traurige Restmenge an Urwald ist, die innerhalb von 40 Jahren von immerhin 70 Prozent übrig blieb. Nun soll der Hauptenergieträger Holz von der Kokosnuss abgelöst werden. Die Schalen der Frucht sind billiger, brennen länger und schonen Wälder und Klima, da beim Anbau von Kokosnusspalmen weder Dünger noch Pestizide eingesetzt werden. Um die neuartigen Briketts besser zu vermarkten, fahren Studenten in Tuk-Tuks durch die Städte und führen deren Gebrauch vor.

Frau von Welt

Vier Tonnen recycelter Computerteile wie Motherboards, elektronische Schaltkabel und Kupferplatten hat Susan Stockwell zur Installation „Welt“ erhoben. Die britische Künstlerin entzieht gebrauchten Alltagsdingen ihre ehemalige Bedeutung und stellt sie in neuer Form in kritische Auseinandersetzung mit Fragen des Welthandels, der globalen Verschwendung, Migration und Ökologie. www.susanstockwell.co.uk

FOTO © Susan Stockwell, „World in Progress in Studio“, 2010



WIR HABEN GENUG!

TEXT Clara Bergmann | FOTOS Silke Weinsheimer | ILLUSTRATION Juliane Filep

Eine junge Avantgarde hat die Wegwerfgesellschaft satt. Sie tauscht, teilt, leiht – und erfindet das Konsumieren neu.

Die Leipzigerin Trendela Braun tauscht leidenschaftlich gern Stoffe und Klamotten. Daraus schneidert sie dann neue Kleider, Haremshosen und Kindersachen und verkauft sie über ihren DaWanda-Shop „FrohLocke“. „Ich habe den Jagdtrieb des Shoppings auf den Klamottentausch verlagert“, sagt sie.



Nikolai Wolfert hat den ersten Leihladen Deutschlands gegründet. Wie in einer Bibliothek kann man dort alle Arten von Dingen ausleihen. Der Grund: „Wenn sich zehn Leute eine Bohrmaschine teilen, müssen neun weniger produziert werden.“



Clemens und Elisabeth teilen ihr Bett, ihr Essen und ihre Gedanken gern mit fremden Menschen aus allen Teilen der Welt. Ihre Wohnung in Friedrichshain ist ein Anlaufpunkt für Couchsurfer, im Kühlschrank lagert containerte Ware. Geld brauchen sie so gut wie keins.



Der Hamburger Philipp Gloeckler befindet sich gerade im Konsumstreik. Bis zum Ende des Jahres will er sich alles, was er braucht, von seinen Freunden über die App „Whyown.it“ ausleihen.



Sandra Teitge (links) und Sarah Mewes wollen beim Essen mehr teilen als nur das Gemüse, das sie an Markttagen vor dem Bio-Container retten. Ihnen geht es um ein neues Bewusstsein. Bei gutem Essen, so glauben sie, geht das am einfachsten.

Der letzte Rest ist eine Offenbarung: Süßkartoffelkuchen und Orangenpolenta, Mango-Crumble und Schokokuchen mit Granatapfel stehen auf den blütenweißen Laken der Tafel im Betahaus, einem so genannten Co-Working-Space in Kreuzberg. Wo sich an Werktagen Kreative mit Laptops in Arbeitswaben setzen und Ideen, Gedanken und Arbeitskraft teilen, soll heute

ein Austausch der anderen Art stattfinden: Leckereien gegen Bewusstsein. Sarah Mewes und Sandra Teitge sind schon ein paar Stunden hier und haben auf die Tische gepackt, was sie einige Tage vorher von verschiedenen Marktständen eingesammelt haben – ohne zu bezahlen. Sie holen von den Händlern, was nach einem Markttag übrig bleibt und als unverkäufliche Ware bestenfalls in die Biogut-Tonne der BSR wandern würde. Daraus zaubern sie Gerichte für eine ausgesuchte Tafelrunde und zeigen direkt auf dem Teller, dass in unserer Gesellschaft zu viel weggeworfen wird. „Es soll eher beiläufig der Gedanke einsickern, dass aus all den Leckereien eigentlich Kompost geworden wäre“, erklärt Sandra Teitge die Mission des Duos. „Dinner Exchange Berlin“ nennen sie ihre bewusstseinsweiternden Veranstaltungen. Wer einmal bei ihnen an der Tafel saß, merkt, dass es nicht um das geht, was weggeworfen wird, sondern das, was entsteht. Und meistens sind das intensive Gespräche, Begegnungen, Erlebnisse.

Die beiden jungen Frauen sind weder Köchinnen noch Aktivistinnen. Sahra Mewes, dichtes dunkles Haar, Strickkleid, Budapest-Schuhe, ist Finanzjournalistin in London. Sandra Teitge, blonder Dutt, enges Sakko, karamellfarbene Cordhosen, arbeitet als freie Kuratorin in Berlin. Sie beobachten, was in unserer Welt nicht stimmt, sie diskutieren es mit ihren Freunden – und sie wollen in der angenehmsten aller Formen ihren Teil dazu beitragen, dass sich etwas ändert.

Über die Hälfte aller Lebensmittel in Deutschland werden wegeschmissen. Viele davon wären eigentlich noch essbar, sind dem Kunden aber vermeintlich ästhetisch nicht zumutbar. Der Filmemacher Valentin Thurn zeigt in seinem Film „Taste the Waste“, wie auf deutschen Kartoffeläckern etwa 40 Prozent

der Ernte liegen bleiben, weil die Kartoffeln für den Handel zu groß, zu klein oder zu knubbelig sind. Supermärkte sortieren ganze Paletten von Joghurts aus dem Regal, noch bevor das Haltbarkeitsdatum abläuft. Und Bäcker müssen ihr übrig gebliebenes Brot am Abend zum Heizen verwenden, weil ihre Kunden bis kurz vor Ladenschluss aus vollen Regalen auswählen wollen. Es ist eine perverse Verschwendung, die jeden Tag vor unseren Augen passiert. Und immer mehr junge Menschen möchten die nicht mehr mittragen.

TEILEN IST FRISCH, URBAN, SAUBER UND POSTMODERN

Es ist eine perverse Verschwendung, die jeden Tag vor unseren Augen passiert. Und immer mehr junge Menschen möchten die nicht mehr mittragen.

An einem kalten Winterabend schwingt sich Clemens mit Rucksack und vielen leeren Plastiktüten auf ein rot um-

gestrichenes Postfahrrad. Zusammen mit vier Freunden will er zu mehreren Supermärkten aufbrechen. Als das erste, rote Firmenlogo einer Supermarktkette im Dunkel auftaucht, rollen die Jungs am Haupteingang vorbei bis zum Schild „Warenannahme“. Dort stehen auch die Müllcontainer der Filiale in einem Metallverschlag. Clemens, der seinen Nachnamen nur an Klingelschildern erwähnt, rollt die grüne Tonne heraus, klappt den Deckel hoch und eine Geruchs-Peitsche aus Leben und Vergehen knallt heraus. Er verzieht keine Miene, stützt sich auf den Rand und lässt sich langsam nach vorn sinken. Matschige Mangos und erfrorene Gurken, Kaffeesatz, Blumenkohlgrün und Himbeerschalen schimmern am Grund. Routiniert überprüft Clemens, was davon noch essbar ist. Er ist ein Mülltaucher oder – wie es auf Englisch heißt – Dumpster-Diver. „Du findest alles da draußen“, sagt er. Nur in dieser Tonne ist nichts dabei. Die Gruppe räumt sie zurück in den Verschlag. Sie werden noch Besseres finden an diesem Abend. Dinge, die sie sich mit einem schmalen Studentenbudget nie leisten könnten. Das wissen sie aus Erfahrung.

„Es ist ganz unterschiedlich, wie die Angestellten des Supermarktes auf uns reagieren“, sagt er. „Die wissen, was wir machen. Manche vertreiben uns und manche stellen die Sachen extra so ab, dass wir einfach da rankommen.“ Mittlerweile komme er gar nicht mehr auf die Idee, sein Essen normal im Laden einzukaufen, seit er weiß, wie viel davon nahezu unversehrt in der Tonne landet.

Fortsetzung Seite 26



Clemens und seine Freunde öffnen die Rucksäcke und sortieren ihre Fundstücke: Brot und Brötchen in die Kiste auf das Postfahrrad, Gemüse in den Ikea-Beutel, Sahnbecher in die Tüten. Daraus werden sie heute Abend einen Eintopf kochen, alle zusammen. Denn Clemens hat zusammen mit seiner Freundin Elisabeth seine Wohnung in Friedrichshain zur „nomad base“ erklärt, also einem Basislager für all die globalen Nomaden, die sich mit dem Daumen im Wind durch die Welt bewegen. Über Internetplattformen wie Couchsurfing oder BeWelcome finden Menschen aus aller Welt bei ihm einen Platz zum Schlafen. Das Wohnzimmer sieht auch so aus: Es ist ein buntes Durcheinander von Matratzen, Schlafsäcken und Kissen. Ein Australier, ein Franzose, ein Pole und eine Deutsche sitzen dort zusammen, erzählen von ihren Reisen ohne Geld und jubeln, als Clemens die Gebäckkiste hereinträgt. Alles, was in diesen Wänden steckt, wird geteilt: Essen, Schlafplätze, Erlebnisse. Einfach nur etwas zu besitzen, ist hier nichts wert.

Clemens und die Frauen vom Dinner Exchange sind keine seltenen Ausnahmereisnerungen mehr, sondern die Pioniere eines Umdenkens. Über das Internet tauschen immer mehr Menschen ihr Essen, ihre Bücher, ihre Fahrzeuge, ihre Klamotten, ihre Wohnungen, ihre Werkzeuge, ihre Zeit. Die Illustrationen rund um diesen Text zeigen einen Ausschnitt aus der ständig wachsenden Welt des privaten Tauschens und Teilens. Dabei fällt auf: Im Grunde lässt sich fast alles teilen. In Tauschringen oder ihren digitalen Entsprechungen wie Exchange-me.de bieten Privatleute Dienstleistungen an, sammeln dafür Punkte statt Geld und können sich damit die Hilfe oder Sachen anderer „einkaufen“. Haarschneiden gegen Bürostuhl, Babysitten gegen Klavierunterricht – alles ist denkbar. Über Couchsurfing und Hospitality Club hupsen schon seit Jahren Rucksackreisende aus aller Welt kostenlos auf die Sofas fremder Menschen. Jetzt lassen sich auch ganze Apartments über Haustauschferien.com privat tauschen – oder gegen Geld über Airbnb oder Wimdu teilen.

Wie erfolgreich das Prinzip des Teilens ist, lässt sich besonders gut im Bereich der Mobilität ablesen. Das Auto gilt besonders im Technikland Deutschland als heiliges Statussymbol. Über das Auto konnte der Deutsche kommunizieren, wer er ist oder sein möchte. Doch irgendetwas muss passiert sein, dass in den Großstädten die Zahl derer, die sich lieber mit anderen ein Auto teilen oder bei Autoteilbörsen einsteigen, beständig steigt. Privatleute teilen ihr Auto mit den Nachbarn, die Deutsche Bahn bestückt flächendeckend das Land mit einer eigenen Carsharing-Flotte. Selbst Automobilhersteller wie BMW mit DriveNow und Daimler mit Car2go testen, ob gemeinsames Fahren die Zukunft des Verkehrs ist.

Der englische Times-Journalist John Naish erklärt in seinem Buch „Genug – Wie wir dem Überfluss entkommen“, dass unsere westliche Gesellschaft in einem „Post-Mehr“ angekommen ist. „Es ist der Punkt, an dem die Kurve der Befriedigung abfällt, die aus mehr Besitz, mehr Sein oder mehr Tun resultiert“, schreibt er. Warum also nach mehr Materiellem streben, wenn das Glücksgefühl ausbleibt? Die Zeiten, in denen laut einer Studie des Boston College ein durchschnittlicher Konsument alle fünfzehn Tage ein neues Kleidungsstück erwirbt, könnten bald vorbei sein. Selbst für Klamottenliebhaber.



Trendela Braun wühlt. Auf einem Holztisch türmen sich aussortierte Tops, T-Shirts und Pullover. Ständig ziehen andere Mitwühlerinnen Teile herunter oder legen neue dazu. Die 30-Jährige ist auf einer Kleidertauschparty in einem Leipziger Wächterhaus. Es läuft elektronische Musik, frischer Kuchen duftet vom Tresen, es wird gegrabbelt, übergestülpt, eingesackt. Bei Klamottentauschpartys – die man übrigens auch auf Portalen wie Klamottentausch.net findet – kann jeder seine abgeliebten Schrankschätze mitbringen, statt sie in einem anonymen Altkleidersack zu versenken, und dafür so viel mitnehmen, wie passt und gefällt. „Ich habe den Jagdtrieb des Shoppings auf den Klamottentausch verlagert“, sagt Trendela Braun. Besonders über die Internetseite Kleiderkreisel erstet sie mittlerweile einen Großteil ihrer Garderobe. „Aber man darf den Aufwand nicht unterschätzen. Bis man jemanden findet, der bereit ist, seinen Schal gegen einen Rock zu tauschen, muss man viele E-Mails schreiben.“

Auf der Tauschparty hat Braun einen türkis-weißen Herrenpullover aus dem Haufen gezogen. Ihre Finger fahren über die Bündchen. „Die kann ich gut für Kinderhosen gebrauchen“, sagt sie und lacht. Denn die Mutter einer dreijährigen Tochter verlängert nicht immer nur das Leben eines Kleidungsstücks



am eigenen Körper, sondern schenkt ihnen auch ein neues. Aus Männerhemden schneidert sie luftige Sommerhosen für Kinder, aus Kittelschürzen werden Kleidchen oder Kaschmirpullover werden bequeme Haremshosen. Die Kreationen verkauft sie über ihren DaWanda-Shop „FrohLocke“. „Als ich angefangen habe, wusste ich nicht, dass es dafür den Begriff Upcycling gibt“, sagt sie. „Und es ist vielleicht nicht die ökonomischste Art zu nähen, weil man keine großen Stückzahlen produzieren kann. Aber mit jedem Kleidungsstück habe ich neue Muster, neue Schnitte und neues Material. Das regt die Fantasie an.“

Und es schont die Ressourcen. Studien zeigen, dass die Menschheit allein seit 1980 ein Drittel der Ressourcen unseres Planeten ausgebeutet hat. Öl, Gas, Kohle, Wälder, Minerale. Der Autor Richard Heinberg spricht von einem „peak everything“. Wir hätten von allem bereits den Höhepunkt der Ausbeutung überschritten. Das 21. Jahrhundert sei ein Zeitalter des Schrumpfens, in dem wir unser Verhalten radikal ändern müssten: vom Exzess zur Bescheidenheit.

„Ich bin ein Konsummuffel“, gesteht der 30-jährige Nikolai Wolfert. Er sitzt mit seinem lilafarbenen Kapuzenpullover zwischen Vitrinen voller Geschirr, Töpfe, Gläser, Kinderholzspielzeug, Gesellschaftsspiele, Werkzeuge und Computerboxen. Vor ihm auf dem Tisch liegt sein derzeitiges Lieblingsbuch „Was braucht der Mensch?“. Der Techniksoziologe macht sich über diese Frage viele Gedanken und ist überzeugt, dass wir jedenfalls nicht ständig neue Produkte brauchen. Deswegen hat er den ersten Leihladen Deutschlands gegründet. Das Konzept: Ein Mitglied bringt zum Beispiel einen Topf in den Laden ein und darf sich dafür beispielsweise eine Pfanne ausleihen. Die muss aber zurückgebracht werden, denn jede eingebrachte Ware wird vergesellschaftet. Anders als bei Umsonstläden: Dort werden zwar auch aussortierte Waren – meistens ohne Gegenwert – weitergegeben. „Aber die Gegenstände wechseln dann ja nur den Besitzer“, erklärt Wolfert. „Und bedienen damit



weiterhin die alten Kategorien meins und deins.“ Und genau das will Wolfert aufbrechen. Als Inspiration dienten ihm Bibliotheken und Carsharing. „Ich habe Leihen und Teilen als geeignete nachhaltige Prinzipien erkannt“, sagt er. Denn wenn wir mehr gemeinsam nutzen, muss weniger produziert werden. Und dann bringt er das Beispiel von der Bohrmaschine: Fast jeder hat eine, aber die meiste Zeit des Jahres liegt sie ungenutzt in der Werkzeugkiste. „Wenn sich zehn Leute eine Bohrmaschine teilen, müssen neun weniger produziert werden“, sagt er.



In der Diskussion um Tauschen und Teilen ist die Bohrmaschine so etwas wie der Kronzeuge der Idee. Laut der Studie „Nutzen statt Besitzen“ der Heinrich-Böll-Stiftung ist eine gewöhnliche Bohrmaschine für etwa 300 Stunden Nutzung ausgelegt. Durchschnittlich werde sie aber nur 45 Stunden genutzt. Mit Teilen ließen sich also sechs weitere ersetzen, die sonst 255 Stunden im Keller liegen. „Es geht uns um die Löcher, nicht den Bohrer“, formuliert es Rachel Botsman. Sie ist die Vordenkerin der so genannten Shareconomy-Bewegung, die im gemeinschaftlichen Konsumieren das Wirtschaftsmodell der Zukunft sieht. In ihrem Buch „Was meins ist, ist deins“ behauptet Botsman, dass eine junge Generation, die mit dem Teilen digitaler Inhalte via Internet aufgewachsen ist, das Prinzip jetzt auch auf materielle Güter

überträgt. Die „Generation We“, wie sie die unter 30-Jährigen nennt, hätte sich vom Materialismus des letzten Jahrhunderts gelöst – ohne dabei auf ein gutes Leben verzichten zu wollen.

„Besitz hat mich noch nie gekickt“, formuliert es Philipp Gloeckler. Der 29-Jährige sitzt in einem Café in Mitte, vor ihm ein Teeglas mit Filzband, ein iPhone-Kopfhörer und ein amerikanisches Marketing-Büchlein. Er sieht nicht direkt aus wie ein Konsumverweigerer mit seiner Truckermütze und der Rahmenbrille, zumal er direkt nach seinem BWL-Studium an einer privaten Business-School den Avocado Store gegründet hat – einen Online-Marktplatz für nachhaltige Produkte. Aber Gloeckler befindet sich gerade im Konsumstreik. Er hat sich für dieses Jahr vorgenommen, keine Konsumartikel zu kaufen, sondern die Sachen seiner Freunde mitzunutzen. Passenderweise hat er dafür eine App entwickelt, die das Leihen und Verleihen unter Freunden erleichtert: Whyown.it heißt das Netzwerk, in dem jeder auf seinem Profil angeben kann, was in seinem Schrank ungenutzt herumliegt: Bücher, DVDs, Sportgeräte, Werkzeuge. „Wir können ja sehen, was die Leute so alles hochladen, und die Bohrmaschine fehlt tatsächlich bei kaum einem Mann im Profil“, sagt er.

Die Idee kam dem Internetunternehmer bei einem dreiwöchigen Urlaub in Kapstadt. Als er sich dort am Strand ausstreckte, fragte er sich, wer seiner Bekannten in der Stadt wohl ein Surfboard hätte, das er sich ausleihen könnte. „Das Ziel ist es, frei zu sein und trotzdem alles zu haben, was man möchte.“ Am liebsten hätte er nur zwei Koffer, in die all sein Besitz passt. Die Domain 2koffer.de hat er sich schon 2010 gesichert.

„Alternative Besitz- und Konsumformen, die häufig noch von sozialen Medien unterstützt oder erst ermöglicht werden, stellen einen neuen wünschenswerten gesellschaftlichen Trend dar“, heißt es in der Studie „Deutschland teilt!“, die die Plattform Airbnb für private Zimmervermittlung in Auftrag gegeben hat. Mittlerweile lässt sich über das Internet tatsächlich fast alles tauschen, teilen, leihen oder verleihen: Wohnungen, Klamotten, Fahrräder, Autos, Werkzeug, Bücher, Geld, Versicherungen, Büros, Gärten, Parkplätze. Die Zahl der Tauschbörsen ist unübersichtlich, so viele Angebote gibt es mittlerweile im Netz. „Teilen ist frisch, urban, sauber, postmodern“, schreibt die New York Times. Und deswegen gerade für eine wachsende Zahl von jungen Menschen interessant.

„So wirklich neu ist die Idee vom Tauschen und Teilen ja eigentlich nicht“, gibt Philipp Gloeckler zu. Wohl in allen vorangegangenen Jahrhunderten haben sich Menschen immer über informelle Netzwerke geholfen. Aber der Unterschied zu damals ist, dass wir nicht teilen, weil wir zu wenig haben, sondern zu viel.



„Ich will nicht nur die Salatköpfe retten...“

INTERVIEW Clara Bergmann | FOTOS Silke Weinsheimer

Der Journalist Valentin Thurn hat mit seinem Dokumentarfilm „Taste the Waste“ ganz Deutschland wachgerüttelt. Er enthüllte, dass die Hälfte aller Lebensmittel bei uns in der Tonne landen. Mittlerweile hat er sich auch zum Aktivist entwickelt und animiert tausende Deutsche, ihre ungeliebten Lebensmittel via Internet zu teilen.

Herr Thurn, niemand gibt gern zu, Lebensmittel wegzuschmeißen. Tatsächlich werfen die Deutschen aber laut Ihrer Recherchen über 80 Kilogramm pro Kopf und Jahr weg. Wie kommt es zu diesem Widerspruch?

Ganz einfach: Wir haben es verdrängt. Die Warenwerbung verführt uns dazu, immer ein bisschen mehr zu kaufen, als wir eigentlich brauchen. Zwei zum Preis von einem! Extra große Packungen. Und wenn wir das Produkt nicht mehr mögen, haben wir mit dem Mindesthaltbarkeitsdatum immer eine gute Ausrede, es wegwerfen zu dürfen.

Sie sind kein großer Fan von Haltbarkeitsdaten?

Überhaupt nicht. Wenn man ein bisschen seinen Sinnen vertrauen würde, sieht man, dass man die meisten Sachen noch problemlos essen kann – auch wenn das Datum abgelaufen ist. Aber das trauen sich die meisten einfach nicht mehr zu.

Hat die Industrie uns das Verschwenden anerkennen?

Es ist eigentlich verrückt. Vor gerade einmal zwei Generationen hat besonders die Stadtbevölkerung in unseren Breiten Hunger gelitten. Das waren harte Winter nach dem Krieg. Meine Eltern haben immer darauf bestanden, dass wir Kinder alles aufessen. Mich hat das damals genervt, weil doch alles im Überfluss da war.

Warum sollte man auch aufessen, wenn keine Hungersnot herrscht?

Das hat mit einem Bewusstsein zu tun. Wenn man Essen wertschätzt, dann überlegt man sich genau, was man einkauft. Das ist dann vielleicht auch teurer, aber davon schmeiße ich dann auch weniger weg.

Können wir es uns als Gesellschaft überhaupt leisten, so verschwenderisch mit unseren Lebensmitteln umzugehen? Den meisten tut das finanziell nicht weh. Die Lebensmittel sind bei uns so billig wie nie zuvor. Aber das wird sich ändern.

Was steht uns bevor?

Seit etwa zehn Jahren kann man davon ausgehen, dass die Rohstoffpreise auf den Weltmärkten nicht mehr sinken, sondern nur noch steigen. Bei uns hat sich das noch nicht so gravierend ausgewirkt, weil unsere Lebensmittelpreise zum größten Teil aus Arbeitslöhnen bestehen. Aber der Trend ist gebrochen. Über kurz oder lang werden wir wirtschaftlich gezwungen sein, anders mit unseren Ressourcen umzugehen. Aber das wird eben noch ein Weilchen dauern und es besteht die Gefahr, dass wir bis dahin einen Großteil aufgebraucht haben. Deswegen sollten wir die Umkehr früher schaffen – dann hätten unsere Kinder auch noch was davon.

Wir können es langsam nicht mehr verdrängen?

Absolut. Alle sprechen immer vom Peak Oil – dem Ölfördermaximum, das wir bereits erreicht haben. Fast unbemerkt von der Öffentlichkeit sind wir aber auch am Peak Phosphor angekommen. Das ist ein wichtiges Düngemittel für Pflanzen. Wenn die Hälfte der Vorräte davon abgebaut ist, werden sich nur noch sehr wenige Phosphor leisten können. Das wird unsere industrielle Landwirtschaft extrem verändern, weil nicht mehr so gedankenlos Unmengen an Kunstdünger auf die Felder gehauen werden können, um die Erträge zu steigern. Deswegen ist es so absurd, darauf zu warten, bis es zu spät ist. Die Fakten liegen auf dem Tisch.

„Der Verbraucher erschrickt, wenn er eine Möhre mit drei Beinen sieht, und fragt sich: Hä, ist die jetzt mutiert?“

Wer muss reagieren: Politik, Landwirtschaft, Handel, Verbraucher?

Das hängt ja alles miteinander zusammen. Niemand von denen kann es allein machen. Wenn zum Beispiel ein Supermarkt beschließen würde, natürlich gewachsenes Gemüse anzubieten, hat er zwei Probleme: Auf der einen Seite wird er im Großmarkt gar nicht mehr solche Gemüse im Angebot finden. Auf der anderen Seite erschrickt der Verbraucher, wenn er eine Möhre mit drei Beinen sieht, und fragt sich: Hä, ist die jetzt mutiert?

Also muss es doch die Politik in die Hand nehmen.

Ja, das glaube ich unbedingt. Fünf Tage nachdem mein erster Film „Frisch auf den Müll“ im Fernsehen gelaufen ist, meldete sich der Umweltminister von Nordrhein-Westfalen und sagte, dass er Landwirte, Handel und Verbraucher an einen Runden Tisch bringen möchte. Der hat jetzt drei Mal getagt. Kurz darauf kündigte Bundesernährungsministerin Ilse Aigner an, eine Studie in Auftrag zu geben, um vernünftig politisch handeln zu können. Das waren direkte Reaktionen auf unseren Film – und hat uns alle sehr ermutigt.

Im Film zeigen Sie, wie aufwändig in Japan Lebensmittel recycelt und zu Tierfutter verarbeitet werden. War das mit einer politischen Forderung verbunden, das auch wieder bei uns in Europa zu machen?

Definitiv. In Europa gibt es aus Angst vor Tierseuchen das Verbot, Lebensmittelreste an Tiere zu verfüttern. Das hängt damit zusammen, dass im Jahr 2000 gleich zwei Seuchen ausgebrochen sind: die Maul- und Klauenseuche, die sich aber vermutlich nicht durch das Tierfutter ausgebreitet hat. Und BSE, die tatsächlich durch das Futter ausgelöst wurde. Damals wurde Pflanzenfressern auch Nahrung aus Tierabfällen gegeben. Das könnte man aber durch ordentliches Recycling ausschließen – wie es die Japaner bereits machen.

In „Taste the Waste“ stellen Sie auch einen Bäcker vor, der seine überschüssigen Brote verbrennt. Ist das eine gute Idee? Ich persönlich empfinde es bis heute pervers, Brot zu verbrennen. Aber dieser Bäcker im Film gehört noch zu den Engagiertesten seiner Branche, weil der sich schon in der Produktion darum kümmert, dass möglichst wenig übrig bleibt. Und davon gibt er ein Drittel an die Tafel, ein weiteres Drittel wird zu Tierfutter verarbeitet und was er gar nicht mehr loskriegt, nutzt er energetisch.

Wie sieht die ideale Verwertung von Lebensmittelresten aus? Das kann man sich als Pyramide vorstellen: Ganz oben steht das Vermeiden – also gar nicht erst so viele Lebensmittel produzieren. Aber wenn man schon unter hohem Energieaufwand wertvolle Nahrungsmittel produziert hat, sollte man sie auf der zweiten Stufe mit anderen Menschen teilen. Wenn sie für die nicht mehr gut sind, sollten sie an Tiere verfüttert werden, damit man wenigstens noch das Eiweiß nutzt. Und erst danach, auf der letzten Stufe also, kommt für mich die energetische Verwertung. Hauptsache, sie landen nicht auf der Deponie.

Passiert das überhaupt noch, dass Lebensmittel deponiert werden?

10 bis 15 Prozent des Restmülls ist Essen. In Teilen Südeuropas und in Großbritannien landet das auf der Müllkippe. Und das ist besonders schlimm, weil die Lebensmittel dort unter Luftabschluss Methangas bilden – ein Klimagas, das zigfach so potent ist wie CO₂. Zum Glück hat der Gesetzgeber in Deutschland dafür gesorgt, dass gemischter Müll verbrannt und seine Energie und Wärme genutzt wird.

Sie sind vom Filmemacher zum Aktivist geworden und haben die Social-Media-Plattform Foodsharing gegründet. Was soll das?

Das ist ein spielerischer Ansatz, Menschen dazu zu bewegen, ihr überschüssiges Essen nicht einfach wegzuschmeißen, sondern an andere weiterzugeben. Auf der Seite kann sich jeder eintragen und seine Lebensmittel anbieten oder nach Essenskörben anderer Ausschau halten. Der Hintergedanke dabei ist, dass sich jeder die Frage stellt, warum er selbst schon wieder zu viel eingekauft hat oder warum andere noch essbare Sachen verschmähnen. Wir wollen nicht nur die Salatköpfe retten, sondern auch die Köpfe der Menschen ändern.

Was sind das für Menschen, die ihre Lebensmittel übers Internet verteilen?

Ganz unterschiedlich. Es gibt sehr ökologisch orientierte, junge Leute, die sonst vielleicht auch mal Mülltauchen gehen, es gibt technikfremde Ältere und finanziell Bedürftigere. Da mischen sich wirklich die sozialen Milieus. Das ist ja auch das Schöne daran, dass sich da Leute über das Thema Wertschätzung von Essen kennenlernen, die sonst nie etwas miteinander zu tun hätten.

Die ich getroffen habe, wollten gar nicht nur ihr Pumpernickel loswerden, sondern waren vor allem neugierig, wer da auf der anderen Seite sitzt.

Das war auch unsere Hoffnung, dass Foodsharing nachbarschaftliche Netzwerke stärkt. Es gibt eine interessante Dynamik, dass sich die Hotspots – also dort, wo die Lebensmittel an neutraler Stelle übergeben werden können – mittlerweile zu

Nachbarschaftszentren entwickeln. In Kleinstädten sind das oft die Vereinsheime von Kleingartenanlagen. In Großstädten ist das immer unterschiedlich. Manche Leute geben dort einfach so ihre Sachen ab und tragen das gar nicht mehr im Internet ein. Da gehen Mengen über den Tisch, die wir gar nicht erfassen. Selbst die Tafeln geben an manche Hotspots ihre Reste ab.

Das klingt ja nach ziemlichlichen Massenbewegungen.

Letztens hatten wir 15.000 Jogurtbecher in der Markthalle in Berlin. Die waren in anderthalb Stunden weg, nachdem wir das über Facebook verbreitet hatten. Interessanterweise kann man bei diesem Hotspot gar nicht mit dem Auto vorfahren und massig hamstern. Die Leute haben wirklich nur so viel mitgenommen, wie sie für sich brauchten. Aber es kamen einfach entsprechend viele.

Haben Sie auch schon einen Essenskorb zusammengestellt?

Ja, mehrfach. Die letzte größere Ladung waren drei riesengroße Tüten tolles Fallobst aus meinem Garten. Davon hatte ich zu viel und es war leider nicht lagerfähig. Dafür habe ich ungefragt sogar ganz frischen Mangold geschenkt bekommen, was mich sehr gefreut hat. Und als Nächstes biete ich eine halbe Kiste alkoholfreies Bier, das ich einfach nicht so richtig mag.

Das wird schwierig ...

Nein, nein. In Köln geht alles weg.

Gibt es auch absurde Angebote?

In Köln gab es mal einen Mülltaucher, der zwei Flaschen Raki angeboten hat verbunden mit der Frage, ob das nicht jemand mit ihm trinken mag.

Sie beschäftigen sich jetzt seit mehreren Jahren mit dem Thema Lebensmittelverschwendung. Haben Sie es nicht langsam satt?

Überhaupt nicht. Ernährung ist das Thema unseres kommenden Jahrhunderts. Und ich bin immer wieder geschockt und erstaunt, welche Fakten da bislang ignoriert werden. Ich bereite gerade eine Kinodokumentation über die Welternährung vor, in der ich kurz gesagt beantworten will, wie wir die zehn Milliarden Menschen satt kriegen, die Mitte des Jahrhunderts unsere Erde bevölkern werden.

Sie wollen kämpfen?

Es lohnt sich! Zehn Prozent aller Klimagase werden durch unseren Lebensmittel Müll produziert. Das ist genauso viel wie der gesamte Transportsektor mit Schiffen, Flugzeugen und Autos zusammengenommen. Und darin sind sich alle Experten einig: Das können wir reduzieren, ohne dass irgendjemand seinen Lebensstandard aufgeben muss. Für mich war das der Moment zu sagen: Da bleibe ich dran.



Valentin Thurn
ist freier Filmemacher in Köln. Seine Dokumentation „Taste the Waste“, die das perfide System der Lebensmittelvernichtung der westlichen Welt beleuchtet, sahen in Deutschland mehr als 120.000 Menschen im Kino. Der Film lief auf über 30 Festivals weltweit und gewann zwölf nationale und internationale Preise. Außerdem arbeitete Thurn an zwei Sachbüchern mit und war einer der Initiatoren der Internetplattform Foodsharing.de, auf der Privatpersonen und Organisationen ihre noch essbaren Lebensmittel mit ihren Nachbarn teilen können.

Stefan Kreuzberger/Valentin Thurn:
Die Essensvernichter. Warum die Hälfte aller Lebensmittel im Müll landet und wer dafür verantwortlich ist
Kiepenheuer & Witsch

Valentin Thurn/Gundula Oertel
Taste the Waste. Rezepte und Ideen für Essensretter
Kiepenheuer & Witsch

www.foodsharing.de



WAS UNS GLÜCKLICH MACHT ...

♥ Zum Hochschaukeln

Es gibt Wissenschaftler, die behaupten, nur nachhaltiges Wirtschaften könnte die Welt vor dem endgültigen Kollaps bewahren. Die Schaukel des Designkollektivs Gabarage fängt damit schon mal an. Die Sitzfläche ist aus gebrauchtem Formholz, die Seile aus Feuerwehrschläuchen. Kein Wunder, dass das gute Stück „Aufschwung“ heißt.

www.gabarage.at

FOTO Michael Hensel

♥ Skandale schultern

Schreckensmeldungen aus der Zeitung lassen sich jetzt viel besser ertragen: in Form einer Handtasche aus grob zerschnittenen Zeitungen. Die Inhalte belasten garantiert nicht mehr. Sie sind nämlich auf Chinesisch.

www.nlgxdesign.com



♥ Schrank mit Aussicht

Als der Designer Marius Malecki noch ein Kind war, war er umgeben von der Formstrenge des Sozialismus: Fenster waren Fenster, Tische waren Tische. Als Kunststudent in Poznań befreite er sich und die Möbel. Heute fertigt er aus alten Weinkisten Beistelltische oder verwendet Altbau Fenster als Schranktüren.

Er will „kein Einrichtungsprogramm und keine strengen Richtlinien“ für seine Designs. Er will Geschichten erzählen.

www.studio-ziben.de



♥ Liebling Kreuzberg

Ob man lieber tief ins Glas oder in tiefe Gläser schaut, ist bei diesen Gefäßen egal: Die Designer von WesternTrash machen aus den Weinflaschen von Berliner Restaurants und Weinhandlungen, die nicht dem Recycling zugeführt werden, stylische Trinkbecher. Im Herzen von Kreuzberg schneiden die Designer in Handarbeit die Flaschen zurecht, polieren das Glas und verziern sie mit ihrem Logo. Prost!

www.westertrash.tumblr.com



♥ Brett vorm Kopf

Die Frage muss berechtigt sein, warum sich Hipster eigentlich so klobige Nerdbrillen auf die Nase setzen. Bei Gestellen des spanischen Labels Vuerich B. liegt es daran, dass die Rahmen aus alten Skateboards gefertigt werden und man die individuellen Muster, Farben und Kratzer gefälligst auch noch sehen soll. Am Ende haben die Hipster eben doch alle nur eins: ein Brett vorm Kopf.

www.vuerichb.com



♥ Gib Gummi

Gut zu gebrauchen, wenn's mal schnell gehen muss – das ist der Allzweckgummi. Denn das kennt er noch aus seiner Zeit als Fahrradschlauch. Und deswegen machen die Schweizer Designer von „tät-tat“ aus seiner Vergangenheit auch kein Geheimnis. Nun lassen sich mit den dehnbaren Zweirädern Tüten verschließen, Gegenstände bündeln, markieren oder gar verschönern. www.taet-tat.ch

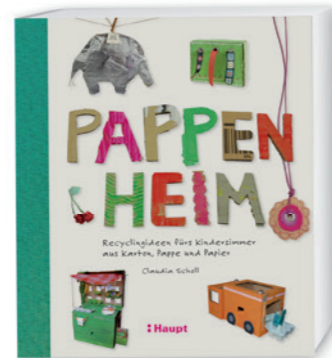


♥ Ex oriente lux

Aus dem Osten kommt das Licht. Zumindest bei diesen Leuchten der Brüder Blom & Blom in ihrer Werkstatt nahe Amsterdam. Dort verwandeln sie alte Fabrikleuchten aus DDR-Betrieben in echte Designerstücke. Jedes Exemplar bekommt einen eigenen Ausweis ausgehändigt – damit es diesmal klappt mit der Ausreise. www.blomandblom.com

♥ Gut für den Kreislauf

Wenn ein Recyclingprodukt so gut ist, dass es dem Neuen in nichts nachsteht, verdient es eine Auszeichnung: so wie die Hingucker aus Procyclen von der Interseroh Dienstleistungs GmbH und den Designern von Curver, die mit dem „Best Recycled End-Consumer Product 2012“-Preis prämiert wurden. Das neue Material besteht dabei fast ausschließlich aus den im Gelben Sack gesammelten Verpackungen. www.curver.com/deu/univers/ecolife/269



♥ Mein Karton ist mein Kastell

Die Wunschliste von Kindern kann lang sein: Kinderküche, Gartenhaus, Hubschrauber, Kuschelkiste, Dinosaurierkäfig. Mit Fantasie und Fingerfarben kann das alles auch aus einem simplen Karton entstehen. Claudia Scholl verrät im Buch „Pappenheim“, wie aus Pappen ein Heim wird. Haupt-Verlag, 24,90 Euro



Quelle: ALBA Group

♥ Kabelhaft!

Um zu erkennen, welche Schönheit in Datenkabeln schlummert, muss man nicht unbedingt erst einen Computer zerlegen. Die TrashDesignManufaktur Wien lässt Langzeitarbeitslose die zarten, bunten Kabel zu filigranen Ketten und Armbändern winden. Nie war Kabelsalat eleganter. www.trashdesign.at



FOTO: Das Kowalski Komitee

Grün sein heißt zusammen sein

Was uns glücklich macht: wenn wir zusammen sind. Mit uns, mit Freunden, in der Kommune, im Studio mit Amerikanern, Schweden, Japanern und Mexikanern, auf der Bühne mit Leuten von überall. Zusammen sein bedeutet aufeinander aufpassen. Jeden Tag müssen wir unsere eigene Energie, mit jedem Album unsere Musik erneuern. Warum sollte es mit der Erde anders sein als mit uns? Wir haben unsere Alben aus den letzten sechs Jahren neu aufgelegt – komplett aus recycelten CDs mit plastikfreien Verpackungen. Wir essen gern das, was jetzt gerade wächst, wir trennen unseren Müll. Und wenn die Lampe brennt und man dabei an frischen Wind statt an rauchige Kohle denkt, tut das auch gut.

2raumwohnung

TEXT Max Gehry | FOTOS Stephan Pramme

EY MANN, WO IS' MEIN FAHRRAD?

Das Rad ist weg, das geknackte Schloss noch da. Fahrradklau wird fast nie aufgeklärt. Doch was passiert mit dem kaputten Fahrradschloss, nachdem es in der Mülltonne gelandet ist? Unser Autor Max Gehry hat sich auf die Suche gemacht.



BLOSS WEG DAMIT! AB IN DIE WERTSTOFF-TONNE MIT DEM GEKNACKTEN SCHLOSS.



„KNOCHENJOB“ - MÜLLMANN ULF DIETRICH BEI DER ARBEIT.



MEIN SCHLOSS LANDET IN DIETRICHS 280-PS-LASTER.



ALS DIE SCHICHT ZWISCHEN IST, ÜBEN WIR NACH MAHLSDORF ZUR SORTIERANLAGE.



14 KM RICHTUNG OST

BERLIN

Ich hätte es wissen müssen. Aber dann war die Straßenbahn schon weg und ich musste unbedingt die S-Bahn zehn vor halb kriegen. Also bin ich schnell zurück nach Hause und aufs Fahrrad, die Petersburger Straße runter am Frankfurter Tor vorbei bis zur Warschauer. Als meine Oma mir das Rad vor ein paar Wochen geschenkt hatte, gab sie mir sogar den Kaufbeleg dazu, den sie die ganzen Jahre über aufbewahrt hatte; ich glaube, es stand 1959 darauf. Ein Diamant-Damen-Tourenfahrrad, Modell 154, weinrot, Stempelbremse mit Bowdenzug, große, bauchige Lampe, Gepäckträger in Schwedenform. Eine Rarität. Dieses Rad in der Gegend anzuschließen und so lange stehen zu lassen, war eine verdammt blöde Idee. Heute Morgen hing nur noch das Schloss an der Brücke.

Radklau wird in den meisten Fällen nie aufgeklärt. Omas Rad ist weg. Und ich, ich bin stinksauer. Ich laufe nach Hause und fluche vor mich hin. Im Treppenhaus merke ich plötzlich, wie

ich noch immer das geknackte Fahrradschloss in der Hand halte. Also gehe ich noch mal runter in den Hof.

Als ich das Schloss in die Tonne schmeiße, weiß ich noch nicht, welchen Weg es in den nächsten Wochen und Monaten zurücklegen wird. Ich weiß nichts von klackernden Sortiermagneten, muffelnden Schrottwürfeln und der düsteren Welt von Axel Koller oder wo genau der Stoßdämpfer einer Waschmaschine sitzt. Und zu diesem Zeitpunkt ist mir das auch egal.

Zwei Tage später aber sehe ich, wie vorm Haus ein Müllauto steht, während jemand eine Tonne vom Hinterhof auf die Straße zerrt. Und auf einmal frage ich mich, was mit dem kaputten Fahrradschloss passiert. Das ist der Tag, an dem ich Ulf Dietrich kennenlerne. Dietrich, 54, ist Müllmann. Seit 20 Jahren. Um fünf Uhr morgens hat er an diesem Tag die erste Tonne in Hellersdorf geleert. Jetzt steht er mit einem 280-PS-Laster hier in

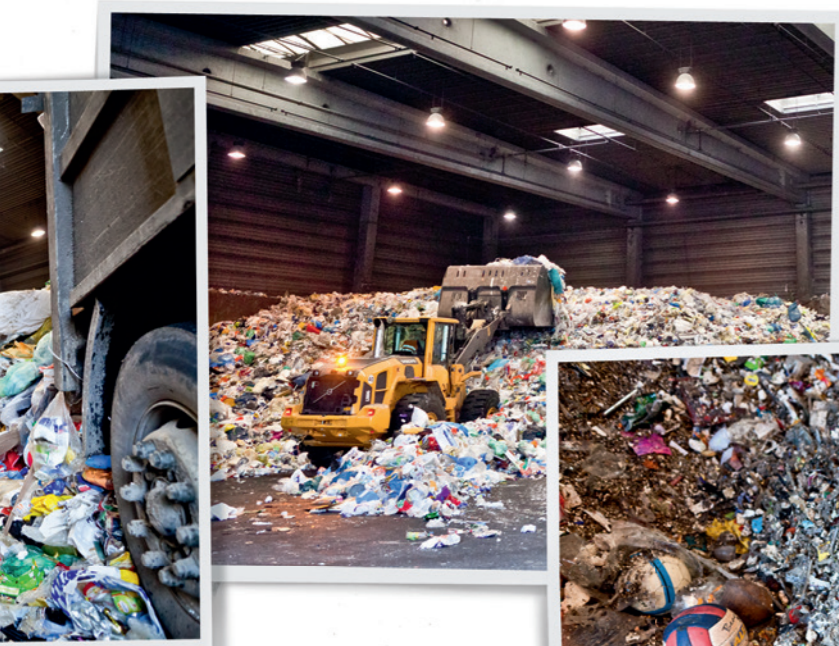
meiner Straße in Friedrichshain, während sein Kollege mit einem stattlichen Schlüsselbund bewaffnet die leere Wertstofftonne durchs Treppenhaus wieder zurück in den Hof ruckelt.

Die Wertstofftonne hat in Berlin seit Anfang des Jahres Gelbe Tonne und Orange Box abgelöst. Rein dürfen neben Verpackungen nun auch andere Gegenstände, die aus Kunststoff oder Metall sind – mein Fahrradschloss zum Beispiel. Bis 2015 soll es die Wertstofftonne bundesweit geben. Pro Tour holen Dietrich und sein Kollege an die 300 solcher Behälter von Hinterhöfen oder aus feuchten Kellern, über steile Treppen und niedrige Aufgänge. „Ein echter Knochenjob“, sagt Dietrich. „Wenn wieder mal alles zugeparkt ist, müssen wir die Container manchmal über 100 Meter ziehen.“

Jeden Tag sind hunderte Müllmänner unterwegs, um die Hauptstadt vom Dreck zu befreien. Wir Deutschen bringen es

statistisch gesehen jedes Jahr pro Kopf auf eine halbe Tonne Müll – das sind knapp anderthalb Kilogramm pro Tag. Ohne Männer wie Dietrich würde Berlin im Müll ersticken. Seine Arbeit bringt ihm fast täglich Schimpfworte ein, Beleidigungen und andere Zeichen des Zorns. Mülllaster sind für Autofahrer Hassobjekte, viele fühlen sich geradezu provoziert, kurbeln das Fenster runter und zeigen mit dem Mittelfinger, was sie von ihm halten. Dietrich hat sich angewöhnt, so was nicht zu beachten. „Die meisten Leute wissen doch gar nicht, was wir genau tun“, sagt er.

An diesem Vormittag bin ich als dritter Mann mit „auf dem Bock“, wie Dietrich es nennt. Wir fahren durch Friedrichshain. Straße um Straße. Anhalten, Türen aufschließen, Tonnen holen, kippen, weiterfahren. Als wir die Route abgefahren haben, liegen fast sechs Tonnen verwertbarer Abfall im Laster – auch mein Fahrradschloss. „Auf nach Mahlsdorf“, sagt Dietrich.



IN DER ENTLADENHALLE KIPPT DIETRICH SEINE TAGESFUHRE AUS - KEIN SCHLOSS IST AUCH MIT DARIN. EIN BAGGER SCHAUFELT DEN MÜLL AUF EIN FÖRDERBAND.



FOLIEN UND QUARKEBECHER LAUSEN AN EINEM VORBEI.



IN DEN GROßEN SIEBTROMMELN WIRD DER MÜLL VORSORTIERT - DER GRÖßENACH.



250 KM RICHTUNG WEST

Alexander Gora hat einen Blick für verborgene Werte. Er kann an einem Haufen Müll erkennen, was alles drin ist – und was sich darin an Rohstoffen versteckt. Gora ist seit sechs Jahren Chef der Recyclinganlage in Mahlsdorf, sie gehört zum Alba-Konzern. Die Trennfabrik am Hultschiner Damm ist eine von mehr als 100 deutschen Anlagen. Auf dem Werksgelände lagern Goras Schätze zu kubikmetergroßen Würfeln gepresst und mit Metalldraht verschnürt in Betonbuchten: Riesen-Pakete aus Weichspülkanistern, Milchkartons und nicht weit davon die aus Metall, in denen man eingedellte Haarspraydosen, geknickte Konserven oder zerbeulte Kochtöpfe erkennen kann.

Bis mein Fahrradschloss in einem dieser Würfel landet, legt es in Mahlsdorf einen kilometerlangen Weg zurück. Dieser Weg fängt da an, wo Ulf Dietrich seinen Mülllaster am Ende der Tour abgekippt hat: in der Entladehalle.

Aus dem mächtigen Müllberg auf der einen Seite der Halle bugsiert der Fahrer eines Radladers schaufelweise Portionen in einen riesigen Trichter auf der anderen Hallenseite. Durch den Trichter fällt der Abfall auf ein Förderband, das durch eine Öffnung in der Wand in die benachbarte Halle läuft.

Die Halle dort ist menschenleer. Sieht irgendwie aus, als wäre sie an einem Samstagabend für „Wetten, dass..?“ entstanden, bei der Außenwette. „Wetten, dass Alexander Gora es schafft, 2.000 Meter Förderband in einer nur 6.000-Quadratmeter-Halle unterzubringen?“

Auf den verzahnten und verschachtelten Förderbändern schießen rechts und links verknüllte Folien, Shampoo-Flaschen, Styroporpfetzen, Konservendosen und Wurstverpackungen vorbei. Es rattert und vibriert, die warme Luft hier schmeckt säuerlich. „Ich nehme den Geruch schon gar nicht mehr wahr“, sagt Gora.

Keine Ahnung, wo mein Fahrradschloss hier sein soll. „Also“, sagt Alexander Gora und klettert mit mir eine Metalltreppe hoch, „der Reihe nach.“ Dann zeigt der 33-Jährige, wie hier pro Arbeitstag fast 600 Tonnen Müll sortiert werden: Über das Förderband kommt der Müll aus der Entladehalle hier an, läuft nach oben, immer weiter, bis er in etwas verschwindet, das so aussieht wie ein Flugzeugrumpf, sich dann aber als Trommelsieb entpuppt. Wie vor dem Bullauge einer Waschmaschine kann ich vor einer Schutzscheibe sehen, wie der Müll in der sich drehenden Trommel durcheinandergewirbelt wird. Folien und Plastikflaschen tanzen auf und ab. Alles, was kleiner ist als ein Plastikeimer, fällt durch eine der wabenähnlichen Öffnungen in der Trommel auf ein Band und wird zur nächsten Trommel transportiert. Dort passt durch die Öffnungen kein Eimer mehr, sondern nur noch ein Kochtopf. Durch das Sieb in der dritten Trommel fällt dann höchstens noch eine Cola-Dose. „So wird der Abfall Trommel für Trommel der Größe nach vorsortiert“, sagt Gora.

Immer weiter wird der Stoffstrom aufgespalten. Bierbüchsen, Chips- und Safttüten und Raviolidosen rasen über die Bänder. Infrarotgeräte scannen den vorbeirauschenden Müll und pusten unterschiedliche Kunststoffe per Druckluftdüse auf entsprechende Förderbänder. Durch einen Luftzug wie im Kamin werden Folien abgesaugt. Was die Maschinen übersehen, wird von Goras Sortiermannschaft in einer dritten Halle vom Band gefischt. In Handarbeit. Denn der Haken beim Recycling ist, dass das meiste, was im Müll landet, aus einem Materialmix besteht. Nur wenn jedoch sortenrein getrennt wird, können die Stoffe wieder zu hochwertigen Gegenständen recycelt werden.

Die Anlage in Mahlsdorf läuft fast rund um die Uhr, mehr als zehn Mitarbeiter pro Schicht werden nicht gebraucht. Baggerfahrer, Maschinenführer, Sortierer. Am Ende fallen die Abfälle sauber getrennt in zimmergroße Boxen. Übrig bleibt als Sortierrest nur ein Häufchen Ausschuss.

WÄHRENDDESSEN IST DIE ENTLADETHALLE
SCHON WIEDER BEREIT FÜR DIE NÄCHSTEN FÜHREN.



MAGNETEN ZIEHEN METALL AUS
DEM STRÖMENDE ABRALL.



DAS GANZE METALL WIRD GEFÄHRT UND ZU MAHNSCHONEN
WÜRFELN VERPRESST. MAN SIEHT VOR ALLEM KONSERVENDOSEN.



MIT DEM LASTER GEHEN DIE SCHROTTWÜRFEL
RÜHTUNG STAHLWERK.

SALZ
GITTER



DEUMU

Und mein Fahrradschloss? Alle Förderbänder laufen an mehreren Stellen unter Magneten durch. Die holen Kronkorken, Dosen oder andere Metallstücke aus dem Müllmix, mit einem Geräusch, das sich so anhört, als wenn mein Staubsauger aus den Dielenritzen ein Cent-Stück klackernd das Saugrohr hochzieht, nur eben viel lauter. Von den Magneten aus laufen die Metallteile über ein kleineres Band und fallen in die Box für Stahlschrott. Ist die Box voll genug, wird ihr Inhalt in einer Presse zu ein mal ein Meter großen Würfeln zusammengedrückt und mit Draht zu einem Paket verschnürt, 600 bis 800 Kilogramm schwer, bereit für den Gabelstaplerfahrer, der es auf den Hof zu den anderen Schrottpaketen stellt. In einem der Pakete ist mein Fahrradschloss gelandet. Als ich von Alexander Gora wissen will, was mit seinen Schrottwürfeln weiter passiert, kritzelt er was auf einen Zettel, gibt ihn mir. „Valerie Bürstner“ steht darauf, darunter eine Telefonnummer. Vorwahl 02203. Irgendwo in der Nähe von Köln.

Die Frau, die sich später am Telefon meldet, klingt bestimmt, nüchtern, klar. Valerie Bürstner ist, wie sich herausstellt, Schrotthändlerin. „Ohne mich“, sagt sie, „würde die Weiterverarbeitung nicht laufen.“ Bürstner muss wissen, wie hoch Stahlschrott gehandelt wird. Die Preise wechseln wöchentlich. Sie hängen vom Angebot ab und davon, wie viel Stahlwerke in Europa nachfragen.

Experten haben ausgerechnet, dass weltweit jährlich 60 Milliarden Tonnen Rohstoffe verbraucht werden. In den nächsten 40 Jahren soll der Bedarf auf 140 Milliarden Tonnen steigen – und das bei endlichen Ressourcen. Als rohstoffarmes Land ist Deutschland besonders betroffen.

Den Wert der zwischen Nordsee und Alpen produzierten Rohstoffe beziffert die Deutsche Rohstoffagentur für 2011 auf gerade mal 21 Milliarden Euro. Der Wert importierter Rohstoffe dagegen liegt bei 138 Milliarden Euro. Recycling ist eine

Möglichkeit, sich unabhängiger zu machen. Das hat Metallschrott begehrt gemacht. Rohstoffe sind heutzutage in Gebäuden, Industrieanlagen oder Elektronik nur geparkt. Haben Stahlträger, Maschinen, Toaster oder Fahrradschlösser ausgedient, kommen sie zurück in den Kreislauf. Die Stadt als Rohstoffmine der Neuzeit – das ist, was Politiker und Fachleute meinen, wenn sie den Modebegriff „Urban Mining“ benutzen.

Das Gute: „Stahlschrott kann beliebig oft wiederverwertet werden, ohne Mengen- oder Qualitätsverlust“, sagt Bürstner. Damit die Stahlschrottwürfel dahin kommen, wo aus ihnen frischer Stahl gemacht wird, heuert sie in Absprache mit Alexander Gora einen Spediteur an, der die gestapelten Pakete abholt. Jeden Monat rollen so von Mahlsdorf aus Lastwagen durch Deutschland, in jedem 40 bis 50 Würfel.

„Wohin?“, frage ich.
„Salzgitter“, sagt Valerie Bürstner.

Salzgitter also. Von Berlin aus mit dem Auto knapp 250 Kilometer. A115, A10, A2, A39 und ein bisschen Landstraße, vorbei am Atommüllendlager namens „Schacht Konrad“. Wer will, kann in Salzgitter eine trostlose Gegend Niedersachsens sehen: eine industrielle Planstadt ohne wirkliche Mitte, ein Sammelurium aus sieben Ortschaften auf annähernd 220 Quadratkilometern. Auf neun davon breitet sich dort das Stahlwerk aus. Selbst im rot-gelb-weiß-grünen Stadtwappen kommt ein Hochofen vor.

Am Tor zum Werksgelände der Salzgitter AG und ihrer Salzgitter Flachstahl GmbH in der Eisenhüttenstraße beginnt eine andere Wirklichkeit. Andere Farben, Geräusche, Gerüche, Größenverhältnisse. Wenn sich Menschen in diesem Anderswo bewegen, sehen sie merkwürdig klein aus. Alles, was Schrott angeht, regelt für den Konzern eine Tochtergesellschaft: die Deutsche Erz- und Metall-Union, kurz Deumu. Sie kauft Schrott und



AUF DEM SCHROTTPLATZ IN SALZGITTER WERDEN DIE SCHROTTPAKETE KLEINGEHÄCKSELT. DAS ZERSCHNITTENE METALL WIRD NOCHMAL SORTIERT.



IM STAHLWERK IST ALLES GRÖßER ALS SCHROT. AUCH DIE MAKEN. AUCH DIE HÄHNCHEN.



WENN DAS ROHEISEN ZU STAHL GELACHT WIRD, KOMMT DER SCHROT ZUR KÜHLUNG DAZU.

230 KM
RICHTUNG NORDOST



DER STAHL WIRD ZU DÜNNEN BLECHEN GEMALBT. DIE BLECHE WERDEN ZU SO GENANNTE COILS AUFGEWICKELT.



bereitet ihn auf. Schauplatz ihres Geschäfts ist ein gigantischer Schrottplatz auf dem Werksgelände. Es ist einer der größten Deutschlands, so groß wie 40 Fußballfelder. Fuhre um Fuhre laden Lastwagen aus der ganzen Republik hier ab. Es ist laut. Es windet. Und wer sagt, dass Metall keinen Geruch hat, ist noch nicht in Salzgitter gewesen. Autowracks türmen sich neben Stapeln aus Stahlträgern, Bergen aus rostigen Zahnrädern oder den leicht müffelnden Schrottpaketen aus den ganzen Recyclinganlagen.

Der Rost darf hier nicht lange rasten. Hier wird sortiert, gepresst, sortiert, zerschnitten, geschreddert und nochmals sortiert. Gewaltige Greifer hieven die gelieferten Schrottwürfel aus Mahlsdorf auf eine Anlage, die man sich wie eine monströse Kaffeemühle vorstellen muss, mit fast 3.000 PS. Der Schrott wird hier mit lautem Getöse zermahlen und danach mit Magneten und Luftstrom auseinandergefusselt und in Container

verladen. Von nun an kann niemand mehr sagen, was genau der Schrott für ein Produkt gewesen ist. Adieu, Fahrradschloss! Von nun an geht es nur noch ums Metall. Ziel der Container mit dem Schredderschrott ist das nahegelegene Stahlwerk.

Im matt erleuchteten Stahlwerk sieht Koller den ganzen Tag nichts als Metall. Als er aus der Innentasche seiner leuchtroten Jacke seine Visitenkarte zieht, kann ich kaum lesen, dass da „Dipl.-Ing.“ und „Axel Koller“ und „Stahlwerk“ und „Leiter Reststoffmanagement“ steht, so düster ist es in seinem Reich. Es ist wieder eine soundso viele Fußballfelder große Halle. Diesmal so lang, dass ich die Wände nur ahne. So hoch, dass die Decke im Dunkel hinter wuchtigen Laufkranträgern, armdicken Stahlrohrbrüstungen und verwobenen Arbeitsbühnen verschwindet. Es surrt, zischt und brummt. Ab und zu Lautsprecheransagen. Kaum Menschen zu sehen. Ich rücke mir meinen Helm zurecht.

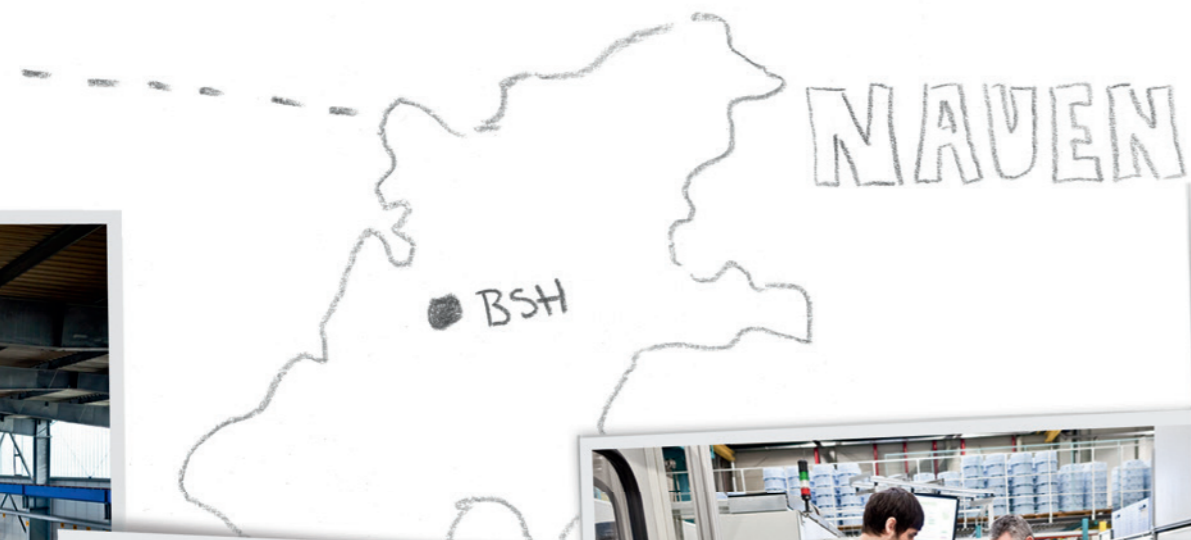
Koller, ein kräftiger Mann, sorgt dafür, dass genügend Altmetall vom Schrottplatz da ist. Das brauchen sie hier als Zugabe, wenn sie aus Roheisen den Stahl kochen. Das Roheisen wird einen halben Kilometer entfernt im Hochofen aus Eisenerz, Koks Kohle und Kalk erschmolzen. In dieser Schmelze ist noch zu viel Kohlenstoff. Der muss raus. Das passiert hier, in Kollers Welt.

Per Fernbedienung gesteuert, schnauft unter der Hallendecke des Stahlwerks eine kolossale Mulde heran, beladen mit Schrott. Vor einem haushohen Topf kommt sie zum Stehen, dem Konverter. Sirenen. Lautsprecherdurchsagen. Von der Mulde rutscht die braune Ladung in die wulstige Mündung des nach vorn gekippten Converters.

„Elektrostahlwerke“, sagt Koller, „arbeiten nur mit Schrott. Der wird in einem Lichtbogenofen einfach eingeschmolzen. Bei uns dagegen soll der Schrott das Roheisen nur abkühlen.“

Ich sage: „Aha!“, und versuche mir die gut 20 Millionen Tonnen Schrott vorzustellen, die pro Jahr in Deutschland recycelt und zu neuem Stahl gemacht werden. Aber da schwebt schon eine Chargierpfanne heran, senkt sich über der Converteröffnung und gießt flüssiges Roheisen auf den Köhlschrott. Es qualmt. Damit das Roheisen dann zu Rohstahl mit geringem Kohlenstoffgehalt kocht, wird nun Sauerstoff in die Schmelze geblasen. Flammen, Funken, Wunderkerzenfeuerwerk. Hinter meiner Schutzbrille wird es warm. In der Halle steht orange-farbenes Licht. So als ob in Kollers Welt plötzlich die Sonne aufgeht. „Ohne den Köhlschrott“, sagt der, „würden Temperaturen von über 3.000 Grad entstehen. So sind es am Ende nur um die 1.700 Grad.“

Nach dem Converterprozess werden dem Rohstahl noch Mangan, Silizium, Chrom, Nickel, Titan oder Molybdän zugesetzt. Anschließend wird der Stahl zu dicken Blöcken gegossen.



AUS HUNDERTEN EINZELTEILEN WERDEN DIE MASCHINEN DANN ZUSAMMENGESETZT.



WIEDER ZU HAUSE. STETIG EINEN KAFFEE TRINKEN. IN GEDANKEN AN MEINE TOUR - NATÜRLICH AUF DER WASCHMASCHINE.



IN NAUEN WERDEN DIE BLECHROLLEN WIEDER ABGEWICKELT, ZUGESCHNITTEN UND DANN DIE SEITENTEILE DER WASCHMASCHINEN DARAUS GEMACHT.



IN WELCHER MASCHINE STECKT DAS METALL VON MEINEM TATPRATZSCHLOSS?

So ein Block kann später zu einem Blech gewalzt und zu einer transportablen Rolle aufgewickelt werden.

Mein Fahrradschloss hat seinen Weg in einer Tonne in Friedrichshain begonnen. Es hat im Mülltransporter von Ulf Dietrich gelegen, lief in Mahlsdorf über Alexander Goras Förderbänder, blieb an einem Magneten hängen und wurde in einem mannhohen Schrottwürfel verpresst. Dann hat Valerie Bürstner es in einem Lastwagen nach Salzgitter rollen lassen, dort wurde es zerhackt und unter den Augen von Axel Koller eingeschmolzen und schließlich in einen Block gegossen und zu einem Blech gewalzt. Der Weg ist noch nicht zu Ende. Denn was wird aus dem nagelneuen Blech?

Es geht zurück Richtung Berlin. Bis nach Brandenburg, in ein Industriegebiet in Nauen. Hier stehen zwei Produktionshallen der BSH Bosch und Siemens Hausgeräte GmbH, in denen 600 Mit-

arbeiter 800.000 Waschmaschinen im Jahr bauen. Das sind so viele, dass man damit auf der gesamten Strecke Berlin-Salzgitter links und rechts Waschmaschinen nebeneinanderstellen könnte.

Die Umgebung, aus der diese Waschmaschinen kommen, ist der Gegensatz zu Alexander Goras Trennfabrik oder dem Stahl-Reich von Axel Koller: lichte, neondurchkühlte, hohe Werkhallen, die eigentlich gar keine Werkhallen sind. Nirgends kreischen, wummern, dröhnen Maschinen. Hier surrt es nur leise. Auch riecht es nicht nach Müll, Rost oder Schweiß, nur ein wenig nach dem gereinigten Gummibelag des Bodens. Die Arbeiter in Nauen tragen modische Sicherheitsschuhe, weiße T-Shirts und graue Latzhosen. Hier ist Arbeit keine Maloche mehr. Willkommen bei Tilman Dominik.

Dominik, Jahrgang 1959, ist Standortleiter in Nauen. An den Bändern in Montagehalle 1 arbeiten ungefähr 300 Mitarbeiter.

Das klingt viel. Aber sie verteilen sich auf zwei, drei Schichten. Tatsächlich sind erstaunlich wenig Menschen zu sehen. Der Mensch hier montiert, vor allem aber kontrolliert er. Am Anfang und Ende der Produktionseinheit steht ein Mitarbeiter und prüft. Umgekehrt gilt das Prinzip auch: Die Technik passt auf, dass der Mensch alles richtig macht. Bis zuletzt. Fast jedes Teil wird gesannt. „So minimieren wir Fehler“, sagt Dominik.

Bevor die Rollen mit dem plattgewalzten Stahlblech hier in Dominiks Fabrik kommen, werden sie in Salzgitter noch mit weißem Lack überzogen. „Das ist eine Wissenschaft für sich“, sagt Dominik. „Der Lack darf keine Risse bekommen oder abblättern, wenn die dünnen Bleche bei uns abgewickelt und dann zu den Seitenwänden der Waschmaschinen gepresst werden.“

Was danach an den Montagebändern passiert, läuft im Schnell-durchlauf so ab: Teil des Gehäuses zusammenbauen. Trommel

mit Kontergewicht verkleben und ab ins Gehäuse. Motor dazu. Riemenscheibe dran. Federn, Dämpfer, Heizung, Ventile, Pumpen, Filter, Schläuche, Dichtungen, Steuerelektronik. Bedienteil auch. Waschmittelschublade rein. Tür davor. Rückwand dahinter. Energieeffizienzaufkleber drauf. Fertig.

Drüben in der Lagerhalle stehen sie dann: abertausende Waschmaschinen. Styroporschutzverpackt. Eingehüllt in Folie. Hübsch gestapelt. Ich weiß nicht, wo Omas Rad geblieben ist und wer es an wen verhöckert hat. Was ich aber weiß, ist, dass in einer dieser Maschinen mein Fahrradschloss steckt und diese Fahrradschlosswaschmaschine vielleicht sogar bald irgendwo bei mir um die Ecke in einer Küche steht. Ich sage zu Tilman Dominik, dass ich mich schon frage, was mit dieser Maschine passieren wird, wenn sie irgendwann kaputtgegangen ist.

„Das“, sagt er, „ist dann wohl eine andere Geschichte.“

SCHRECKLICH SCHÖN

Alejandro Durán hat den angespülten Plastikmüll an der mexikanischen Küste gesammelt und in einem Naturschutzgebiet ausgebreitet.





Fruta Negra (Schwarze Früchte), 2010 | Vorige Seite: Mar (Meer), 2010

Wenn es ein Klischee von einem karibischen Paradies gibt, dann sind es wohl die Strände von Sian Ka'an: An der Küste der mexikanischen Yucatán-Halbinsel erstrecken sich feine Sandstrände, Kokospalmen biegen sich im leichten Seewind, seltene Schildkröten und Vögel brüten ihre Jungen aus. Die Maya gaben der Region den Namen „Wo der Himmel geboren wird“.

Als der Fotograf Alejandro Durán das erste Mal das von der UNESCO als Weltkulturerbe geschützte Reservat Sian Ka'an besuchte, war er entsetzt. Die Meeresströmung spült jeden Tag Unmengen von Plastikmüll aus 50 Ländern und sechs Kontinenten an den Strand. „Ich fragte mich, was ich mit diesen Materialien anfangen könnte und wie ich sie von etwas Hässlichem in etwas Schönes verwandeln könnte.“ Durán spricht von „alchemisieren“, also aus etwas Wertlosem etwas Wertvolles machen. Unermüdlich sammelte er das Strandgut in seine Taschen – Plastikflaschen, Deckel, Schlappen, Kaffeemaschinen –, sortierte es nach Farben und arrangierte es an ausgewählten Orten mitten im Naturschutzgebiet neu. Die Objekte sollten die natürlichen Formen der Landschaft aufgreifen. Manchmal wachsen Bäumen Styroporblumen, werden leere Flaschen zu Wellenschaum oder wälzen sich bunte Plastikflüsse durch die Prärie. Durán wollte mit seiner Fotoserie „Washed up“ nicht nur das verschmutzte Paradies neu inszenieren, sondern vor allem auch die Frage stellen: Ist es das, was wir mit unserem Konsumdrang am Ende wollen?



Amanecer (Sonnenaufgang), 2011



Charco (Pfütze), 2010



Gota (Tropfen), 2011



Espuma (Schaum), 2011



Vena (Blutader), 2011



Cocos (Kokosnüsse), 2011



Derrame (Ausguss), 2010



Raíces (Wurzeln), 2011



Algas (Algen), 2010



Leergutinsel

Paradies aus Abfall

Eine schwimmende Oase mit Palmenstränden und Wohnhaus. Doch dann fand Richart Sowa seinen Traum aus Müll am Strand – in Stücke gerissen.

TEXT Danny Kringiel | ILLUSTRATION Julia Fernández

Mit dem Ufo hatte alles angefangen: Im Sommer 1977 saß Richart Sowa auf dem Balkon seines Mietshauses im baden-württembergischen Pfullendorf und zeichnete eine fliegende Untertasse. Eigentlich war der junge Brite kein Künstler. Er war mit seiner Familie aus Middlesbrough nach Deutschland gezogen, um Arbeit als Zimmermann zu finden. Doch sein Job für die Firma Alno Einbauküchen lastete ihn kreativ nicht aus. Also malte er in seiner Freizeit und verdiente sich mit Auftragsarbeiten ein wenig Geld dazu. Oft malte er Naturmotive: Wälder, Seen, Regenbögen und Tiere.

Aber das Bild, das jetzt auf seinem Skizzenblock entstand, war kein Auftrag, sondern spontane Eingebung. Sowa ahnte nicht, dass die Skizze ziemlich genau den Ort zeigte, der 20 Jahre später seine Heimat werden sollte. Nie hätte er vorhersehen können, dass er um die halbe Welt ziehen würde, um seine eigene Karibikinsel zu bauen – ein grünes Paradies, erbaut auf schwimmendem Abfall.

Zunächst jedoch nahm sein Leben eine gar nicht paradiesische Wendung: Als er seinen Job bei Alno aufgab, um sich ganz der Malerei zu widmen, gab es zu Hause immer mehr Streit. Die Ehe zerbrach, und seine Frau zog mit den Kindern zurück nach England. Sowa stürzte in eine Lebenskrise. Er begab sich auf Sinnsuche quer durch alle Religionen. Er trat den Mormonen bei, ließ sich als Zeuge Jehovas taufen, diskutierte mit Anhängern der Erweckungsbewegung. Er begann, durch Europa zu reisen. Als Straßenmusikant sang er jahrelang in den Fußgängerzonen Deutschlands, Englands, Italiens und Portugals oder malte auf der Straße Porträts. Dann reiste er durch die USA, bis er 1996 in Mexiko landete. Es war die Geschichte dieses Landes, die ihn an sein Ufo erinnerte: „Die aztekischen Bauern um das heutige Mexiko-Stadt herum bauten früher ‚Chinampas‘, schwimmende Inseln aus Schilf, auf denen sie Äcker anlegten und sogar Hütten bauten.“ Noch heute sind die letzten dieser schwimmenden Gärten eine Touristenattraktion. Sowa kam ins Grübeln: Was, wenn er sich selbst eine solche Insel baute, so wie das Ufo auf dem Bild?

In Zipolite, einer kleinen Hippiegemeinde an der Westküste, bekannt für ihren FKK-Strand und Marihuanakonsum, machte er sich an die Arbeit. Er bündelte leere Plastikflaschen in Obstnetze und band sie an die Unterseite einer drei Meter breiten Pappmascheeschale. Darauf errichtete er dann mit Ästen eine kleine, igluförmige Hütte. „Einige Dorfbewohner störte es. Sie dachten, das würde nie funktionieren, für sie war es nur schwimmender Müll. Also riefen sie die Polizei.“ Die stoppte seine Bauarbeiten. Desillusioniert packte Sowa seine Sachen und verließ das Dorf. Drei Tage später zog Hurrikan „Pauline“ über den Ort und machte die Siedlung dem Erdboden gleich.

An der Ostküste, in Puerto Aventuras, einer neu entstehenden kleinen Siedlung an einem Kanalsystem, startete er einen

zweiten Versuch. Wieder verwendete er Flaschensäcke, über die er dieses Mal aber Bambus und Sperrholzplatten legte. Auf die Platten schüttete er Sand, auf manchen pflanzte er kleine Mangroven. Deren Wurzeln wuchsen durch die Paletten hindurch und um die Flaschensäcke herum, so dass die ganze Insel bald unter Wasser von einem dichten Wurzelgeflecht zusammengehalten wurde. Spiralförmig baute er seine Insel zu den Rändern immer weiter – bis sie groß genug war, um eine Hütte aus Palmwedeln darauf zu errichten. Dieses Mal hatte er sich von den Stadtplanern der Siedlung zuvor eine Genehmigung geholt: „Sie erlaubten es, aber sie sagten von Anfang an: ‚Wenn Leute am Ufer Grundstücke kaufen und es sie eines Tages stören sollte, dass du da bist, dann musst du weg!‘“ Vier Jahre lang schleppte der braungebrannte Zimmermann Flaschensack für Flaschensack an, baute neue Ausleger an und verwandelte das Eiland mit Bäumen, Blumen und Gemüsegärten in ein grünes Paradies mit drei Sandstränden. Seine Hütte war inzwischen zu einem zweistöckigen Haus mit Dachterrasse, Aussichtsturm, selbstkompostierender Toilette und einem Solarbackofen in Form eines riesigen Parabolspiegels angewachsen. Umweltschutz war Sowa ein wichtiges Anliegen.

„Spiral Island“, wie er die Insel nannte, wurde immer bekannter. Touristen kamen, um sie zu besichtigen oder um Sowa zur Hand zu gehen. Sogar TV-Sender berichteten. Doch nicht jeder war so begeistert. Seine Nachbarn beklagten, er habe nicht die nötigen behördlichen Papiere, um dort zu leben. „Sie drohten“, so Sowa, „die Insel aus dem Wasser zu holen und auf die Müllkippe zu werfen.“ Sowa musste vor Gericht. Am Ende zog er seine Insel zur Mündung des Kanals hinaus, wo sie fern aller Nachbarn vor der Küste vertäut wurde.

Am 17. Juli 2005 wurde eine Warnung ausgegeben: Hurrikan „Emily“, der in der Karibik schwere Verwüstungen angerichtet hatte, zog direkt auf Puerto Aventuras zu. „Ich wollte auf der Insel bleiben. Aber ein Freund redete auf mich ein: ‚Ich fahr nach Süden – komm mit!‘ Also packte ich meinen Hund Bonga und stieg mit ein.“ Eine Entscheidung, die ihm wahrscheinlich das Leben rettete. Der Hurrikan hatte seine Insel an die Küste geschmettert. Die Holzbalken, Bretter und Platten, aus denen er sie über Jahre erbaut hatte, lagen zersplittert über den Strand verteilt. Genau wie die rund 250.000 Flaschen, auf denen sein Lebenstraum geschwommen war.

Doch dann kam unerwartete Rettung: Oscar Constandse, Leiter eines lokalen ökologischen Parks, war so begeistert von der Vision einer selbstversorgenden Umwelt-Insel aus recyceltem Müll, dass er Sowa 20.000 Dollar für eine neue Insel gab. Weitere umweltinteressierte Investoren stießen dazu, und bald hielt Sowa 40.000 Dollar Startkapital in den Händen. Regelmäßig führt Sowa heute Besuchergruppen gegen eine kleine Spende über seine Insel. Wer „Joysxee“ mit seinen meterhohen Mangroven, Palmen, dem Gemüsegarten, dem dreigeschossigen Hauptbau mit Gästezimmer, Massagepavillon und schwimmendem Doppelbett sieht, kann kaum glauben, dass all dies aus Müll gebaut wurde.

TRENNT
förderung

MÜLLKIPPE? BIOTOP!

Vier Millionen Kubikmeter Abfall lassen sich nicht einfach verstecken und so wuchs 30 Jahre lang im Berliner Süden ein Berg aus Müll. Als 1981 die Marienfelder Mülldeponie geschlossen wurde, war wieder Platz für die Natur, die sich das Gebiet zurückeroberte. Büsche, Gräser und Birken machten das weitläufige Gebiet schnell wieder grün und viele seltene Tierarten wie die Knoblauchkröte und die Zauneidechse siedelten sich an. Heute hört man in der Dunkelheit die Nachtigall singen und tagsüber zieht der Turmfalke seine Kreise über Wiesen und Hügeln.

Knoblauchkröten und Zwielfrösche

Das Mariendorfer Gelände ist ein vielseitiger Naherholungsraum, hier kann man auf der Wiese in der Sonne liegen oder Pflanzen und Tiere beobachten. Um auf Fasane oder Rehe zu treffen, braucht man Ruhe und Geduld, etwas leichter auszumachen ist ein kleiner „Zwielfrosch“. Dies ist der Name der Kindergruppe des NABU – Naturschutzbund Deutschland e. V., der vor einigen Jahren hier eine Naturschutzstation und einen grünen Lernort für Kinder errichtet hat. Begleitet durch einen Naturranger streifen die kleinen Frösche durchs Unterholz, lernen, dass der Feuerkäfer eigentlich eine Wanze ist und die Assel ein Krebs, lesen Spuren der Tiere und erfahren, in welcher strenger Organisation Bienenvölker leben.

Abfall fällt hier nicht mehr an

Dass die Natur sich immer wieder selbst regeneriert, alles recycelt und gar kein Müll anfällt, fasziniert dabei besonders. Zu zeigen, dass ein solcher ökologischer Kreislauf auch für die Menschen möglich gemacht werden sollte, ist das Ziel eines Umweltbildungsprojektes, das in Marienfelde im Frühjahr 2013 startet. Unterstützt durch den Förderfonds Trenntstadt wird auf dem Gelände eine „Trenntation“ errichtet: Eine Kompostierungsanlage zeigt, wie fruchtbare Erde aus allem, was im Garten oder vom Essen übrig bleibt, gewonnen wird. Die Modellanlage eines Biomeilers verdeutlicht, wie Biogas und -wärme erzeugt wird. Hier wird im Kleinen demonstriert, wie bei richtiger Mülltrennung mit kompostierbarem Müll Energie gewonnen werden kann.

Naturschutz zum Anfassen

Vieles funktioniert natürlich auch im Großen: Damit aus Abfall nicht nur Wärme, sondern auch Rohstoffe (wieder)gewonnen werden können, muss er sortiert und getrennt werden. Das fängt in jedem Haushalt an. Aber in welche Tonne soll denn die Brötchentüte mit dem Klarsichtfenster? Die Süßigkeitenverpackung? Ist Hamsterstreu eigentlich Bio-Abfall? Was wohin gehört, kann hier gelernt und auch gleich geübt werden. Das lädt zu weiteren Diskussionen ein, schließlich war hier einmal ein Berg aus unsortiertem Müll: Warum sind Deponien keine Lösung? Was passiert mit der Natur und ihren Bewohnern, wenn Abfall in den Wald geworfen wird? Wo kann überall Müll vermieden werden?

Kinder und Jugendliche wie auch Pädagogen und Eltern finden dazu viele Antworten und Anregungen. Ein anschließender Spaziergang durch den Freizeitpark macht mehr als deutlich: Umweltschutz lohnt sich! Mehr zum Marienfelder Park mit der Naturschutzstation und ihren Angeboten unter www.berlin-marienfelde.de.

Damit Ideen wie diese umgesetzt werden können, gibt es den Förderfonds der Initiative Trenntstadt Berlin. Er stellt finanzielle Hilfen bereit für kreative Ideen, die sich für Abfallvermeidung und Recycling einsetzen. Haben auch Sie eine gute Idee für eine saubere Stadt? Bei der Stiftung Naturschutz Berlin können Sie diese Förderung beantragen: www.stiftung-naturschutz.de/wir-foerdern/foerderfonds-trenntstadt.



GEHT'S SO ODER MIT TÜTE?

Jede Minute werden in Deutschland 10.000 Plastiktüten verbraucht, das sind 5,3 Milliarden im Jahr oder 100.000 Tonnen verarbeiteter Kunststoff. Neben Spanien, Italien und Großbritannien gehören wir damit zu den europäischen Plastiktüten-Spitzenreitern. Die Deutsche Umwelthilfe (DUH) erarbeitet mit der Kampagne „Einwegplastik kommt nicht in die Tüte“ Lösungen zur Reduktion von Plastiktüten. In Irland führte die Abgabe von 44 Cent pro Tüte zu einer Senkung des Pro-Kopf-Verbrauchs von 328 auf acht Plastiktüten im Jahr. Wenn wir alle etwas mehr Bewusstsein „eintüten“, können wir damit sofort anfangen. Jeder Verzicht auf die Tüte ist hier auch ein Schritt in Richtung eines grünen Planeten, indem Ressourcen sinnvoller eingesetzt werden können als zur Produktion von neuen Plastiktüten. www.kommtnichtindietuete.de

DIE RATTEN KOMMEN

Es riecht nach Würstchen auf dem Grill, die Kinder toben und das Picknick endet erst, wenn die Sonne untergegangen ist. Verpackungen, Plastiktüten, Essensreste bleiben zurück... Die Regisseurin Andrea Bittermann macht mit den Mitteln des Theaters darauf aufmerksam: Auch in diesem Sommer werden sich den Menschen in den Berliner Parks als Ratten verkleidete Schauspieler nähern, auf dem Fahrrad oder auf leisen Pfoten. Wachsam und freundlich weisen die aufmerksamen Ratten auf all das hin, was am Ende des Tages nicht liegen bleiben soll. Dann packen sie ihren selbst produzierten Müll wieder zusammen und verschwinden – um an anderen Plätzen erneut aufzutauchen. www.berlin-die-ratten-kommen.de



JÄGER UND SAMMLER

Ein großes Schiff und eine ganze Stadt, Kleider, Puppen... alles aus Weggeworfenem. Wie viel Kreativität in ihnen steckt, zeigen Grundschüler, die sich mit Abfall beschäftigen – als Jäger, Sammler und als Künstler. Das Projekt der Sisyphos-Gesellschaft lädt dazu ein, sich mit dem vermeintlich Wertlosen auseinanderzusetzen. Die Teilnehmer sammeln anfallenden Müll und lassen mit Unterstützung eines Künstlerteams etwas ganz Neues daraus entstehen. Dabei kann Erstaunliches zutage kommen, wie etwa die in der Abschlussveranstaltung 2012 präsentierten Installationen, die surreale und in fluoreszierende Farben getauchte Straßenszenen mit Ampeln, Fahrzeugen und Menschen zeigen. Andere Schüler begegneten dem Thema wissenschaftlich, analysierten und katalogisierten das Gefundene. Auch in diesem Jahr können sich Schulklassen oder Hortgruppen für eine Teilnahme bewerben. www.jäger-sammler-und-müll.de



Mein Müll & ich

Aus zwei mach eins: die Wertstofftonne

Gelbe und orange Tonnen sind nur noch optisch verschieden – aber inhaltlich völlig gleich. Was war, was bleibt und was ändert sich?

Um dem Ziel der vermehrten Abfallsammlung und einer höheren Recyclingquote ein Stück näher zu rücken, genügt leider nicht umfassende Aufklärungsarbeit allein. In Kooperation von Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt, Berliner Stadtreinigung und den für die Verpackungsabfälle zuständigen dualen Systemen wurde die Idee zur Einführung einer einheitlichen Wertstoffsammlung entwickelt. Seit Anfang des Jahres wird dies in die Tat umgesetzt. Der Trick? Aus zwei mach eins: Orange Box und Gelbe Tonne bzw. Gelber Sack ergeben nun die einheitliche Wertstoffsammlung.

So viel wie nötig, so wenig wie möglich: Die Änderungen Verpackungen und andere Kunststoffe, Metalle sowie Verbundstoffe können jetzt zusammen erfasst werden. Neue Tonnen werden nicht aufgestellt; die orangen und gelben Behälter bekommen lediglich einen einheitlichen Aufkleber.

In der Regel auch die Ausnahme „Mit der einheitlichen Wertstofftonne setzen wir nicht nur eine politische Forderung um, sondern machen das Trennen für die Bürgerinnen und Bürger einfacher“, so der Staatssekretär für Verkehr und Umwelt Christian Gaebler. „Wir rechnen damit, dass bis zu 7 Kilogramm mehr recycelbare Materialien pro Jahr und Einwohner erfasst und der Verwertung zugeführt werden können.“ Ein kleines Manko hat aber jede schöne Geschichte: Andere Wertstoffe können nicht mehr über die Mülltonnen entsorgt werden.

Das kleine e will in die Box Elektrokleingeräte, Datenträger, Holz und Alttextilien müssen jetzt wieder über die BSR-Recyclinghöfe bzw. -Sperrmüllabfuhr entsorgt werden. Für kleinere Elektrogeräte stehen zudem rund 50 Container im öffentlichen Straßenland bereit. In die so genannte „eBox“ gehören beispielsweise Föhne, Toaster, Radios oder kleinere Drucker.



Elektrogeräte, Energiesparlampen, Batterien, Textilien, Datenträger, Holz u. a. können wie bisher auf den Recyclinghöfen abgegeben werden.

Weitere Informationen zur Wertstofftonne: www.wertstofftonne-berlin.de

Platz 1: Grillen

Wenn die Temperaturen endlich ins Zweistellige rücken und sich der letzte Schneemann gerade verabschiedet hat, ist es so weit: Auf Grünflächen weit über das Tempelhofer Feld hinaus werden die ersten Dufffahrten von frisch Gegrilltem gehisst. Sport frei zum Angrillen! Doch damit der Deutschen liebster Volkssport nicht die Umwelt ins Schwitzen bringt, sollte man ein paar Dinge beachten.



AN DEN GRILL, FERTIG, LOS!

Aber halt: Mit dem Austragungsort steigt oder fällt jede B-Note in Sachen Umweltverträglichkeit. Das Grillen mit Gas ist klimafreundlicher als die gängige Holzkohle-Variante. Entscheidend ist dabei, dass sich Gas optimal dosieren lässt – denn damit läuft der Gasgrill sogar der strombetriebenen Variante den Rang ab. Und falls es doch der gute alte Holzkohlegrill sein muss, lohnt es sich, zu einem Modell mit Fett-Flammen-Rost zu greifen. *Wer die Wahl hat, sollte zu einem Gasgrill greifen.*

AUSRÜSTUNG KOMPLETT?

Die Mehrheit der Bevölkerung übt sich immer noch aktiv am Grillen mit offenem Feuer. Damit dabei nicht gleich unser Klima in Hitzewallungen gerät, sollte auf die Herkunft der Grillkohle geachtet werden. Vorteilhafter ist auf jeden Fall FSC- oder DIN-zertifizierte Grillkohle aus heimischem Laubholz. Diese garantiert, dass bei der Herstellung der Holzprodukte soziale und ökologische Kriterien beachtet wurden und die Brennstoffe kein Pech, Erdöl, Koks und auch keine Kunststoffe enthalten. *Übrigens: Alte Kohle brennt viel schneller als frische!*

WARM-UP NICHT VERGESSEN!

Grillen ist kein Leistungssport. Dem darf man sich gerne in vollen Zügen widmen – selbst dem Anheizen. Ein gutes Feuer braucht ein wenig Geduld und Fingerspitzengefühl. Eine Viertelstunde sollte dafür eingeplant werden. Doch bitte Hände weg von chemischen Zündhilfen, Papier oder Kiefernzapfen! Diese setzen krebserregende Stoffe frei. Stattdessen sollten Pressholz mit Öl oder Wachs, Reisig oder Holzspäne verwendet werden. *Faustregel: Grillgut erst auf den Rost legen, wenn die Anzündhilfen vollständig verbrannt sind!*



So geht Fair Play bei der Deutschen erster Disziplin

DIE WAHL ZUM SPIELER DES TAGES.

Das Beste am Grillen: die großartigen Spieler. Es muss nicht immer Fleisch sein. Wie wär's mal mit Tofu, Grillkäse oder Gemüse? Und selbst Bananen lassen sich zu einer leckeren Nachspeise erwärmen. Beim Einkauf sollte in jedem Fall auf regionale Herkunft und Bio-Zertifizierung geachtet werden. Denn Massentierhaltung, zugeführte Hormone und Antibiotika gehören keinesfalls zum Fair Play. *Wenn Fisch (siehe auch Rezept nächste Seite) auf dem Rost landen soll, dann bitte ein Exemplar mit MSC-Siegel.*



ACHTUNG: AUCH HALTUNG WIRD BEWERTET.

Damit keine Schäden verursacht werden, eignet sich eine solide Ausgangsposition. Wenn Fleisch auf dem Grill landet, will es gut gebettet sein, damit das Fett nicht in die Glut tropft – denn so können krebserregende Stoffe entstehen. Und es muss nicht immer Alufolie sein: *Umweltfreundliche und praktische Brat-Unterlagen sind dünne Steinplatten aus Speckstein, Schiefer oder große, leicht blanchierte Rhabarber- bzw. Kohlblätter.*



UND NUN: AUFSTELLUNG ZUR SIEGEREHRUNG.

Es folgt der direkte Sprung vom Grill auf die Unterlage. Da ist Stabilität gefragt. Pappteller und Plastikbesteck sind zwar leicht und gut zu transportieren, aber verbiegen, zerbrechen und: Sie füllen Säcke von Müll. Wenn schon Kunststoff, dann bitte in der wiederverwendbaren Variante. Und selbst unterwegs eignen sich altes Geschirr oder die praktische Camping-Ausstattung. *Zum Frischmachen vor Ort kann man Stoffservietten oder Handtücher und eine Flasche Leitungswasser verwenden.*



NACH DEM SPIEL IST VOR DEM SPIEL.

Auch beim Grillsport gilt: Vorsicht ist Nachsicht. Wenn man beim Einkauf auf unnötiges Verpackungsmaterial verzichtet, kann man sich Aufräumarbeiten sparen. Ein Korb oder Stoffbeutel ist dem sportlichen Einkäufer sein Turnschuh: Immer am Mann. *Denn lose Ware ist im Gegensatz zu abgepackter oder tiefgefrorener Nahrung natürlicher und kommt ganz hüllenlos daher.*





FOTO Janne Peters

Das schmeckt der Umwelt:

Auch gekochte oder gegarte Essensreste gehören in die Biogut-Tonne.

Gegrillte Makrele mit Zitrone

Zutaten (für 4 Personen)

4 Makrelen (je nach Appetit)
 Saft von 2 Zitronen
 Salz und Pfeffer
 glatte Petersilie, grob gehackt
 1 kleines Bund Schnittlauch, in feine Ringe geschnitten

Zubereitung

Die Fische ordentlich säubern und sowohl innen als auch außen mit Küchenpapier trocken tupfen. Dann die Fische auf den beiden Außenseiten mit einem scharfen Messer in Abständen von 1 bis 2 cm schräg einschneiden – nicht nur einritzen. Etwas salzen, pfeffern und mit Zitrone beträufeln und anschließend auf einen mit Alufolie bezogenen Grillrost oder auf ein geöltes Blech legen.

Die Fische unter zweimaligem Wenden und der weiteren Zugabe von Zitronensaft bei 150 °C 10 bis 15 Minuten im Ofen knusprig grillen. Die gegrillten Makrelen mit Petersilie und Schnittlauch bestreuen.

Nach dem Essen Fischreste, ausgepresste Zitronenscheiben und Kräuterreste gut in Zeitungspapier einwickeln und in der Biogut-Tonne entsorgen. Währenddessen kurz den Gästen die Vorzüge der Biogut-Tonne erklären.

Wohin mit Ihrem Abfall? Gut sortiert entsorgen.

Die meisten Abfälle lassen sich heute gut recyceln. Das schont begrenzte Rohstoffe und spart jede Menge CO₂.

Voraussetzung: Sie kommen in der richtigen Tonne beim Entsorger an. Wie Sie richtig wegschmeißen, erfahren Sie hier.

Alles zum Thema Recycling auch unter:
www.trenntstadt-berlin.de



WERTSTOFFE

Verpackungen und andere Gegenstände aus:

Kunststoff

Becher, z. B. Joghurt-, Margarinebecher
 Kunststoffflaschen, z. B. Pflege-, Spül-, Waschmittelflaschen, Saftflaschen
 Gebrauchsgegenstände, z. B. Gießkannen, Plastikschüsseln, Spielzeug
 Folien, z. B. Einwickelfolie, Plastiktüten
 Schaumstoffe, z. B. Styroporschalen für Lebensmittel

Metall

Getränke-, Konservendosen, Flaschenverschlüsse
 Töpfe, Werkzeuge, Besteck, Schrauben
 Alufolie, -deckel, -schalen

Verbundstoff

Getränkekartons, Kaffeevakuumverpackungen

Bitte keine Elektrogeräte, Energiesparlampen, Batterien, Textilien, Datenträger und Holz!



GLAS

Flaschen, z. B. Getränkeflaschen, Essig- und Ölfaschen
 Gläser, z. B. Marmelade- und Konservengläser sowie Gläser für Babynahrung

Bitte nach Weiß- und Buntglas trennen!



PAPIER / PAPPE

Zeitungen
 Zeitschriften
 Verpackungen aus Papier, z. B. Mehl- und Zuckertüten
 Prospekte
 Kartons, z. B. Waschmittelkartons
 Kataloge
 Schreibpapier
 Bücher, Hefte

Kartons bitte flach zusammenfalten oder zerreißen!



BIOGUT

Schalen und Reste von Obst und Gemüse, auch von Zitrusfrüchten
 Kaffeesatz samt Filter
 Tee und Teebeutel
 Eierschalen
 Essensreste, auch Gekochtes
 alte Lebensmittel (ohne Verpackung)
 Blumen
 Gartenabfälle, auch Rasenschnitt
 Grün- und Strauchschnitt
 Laub
 Einwickelpapier, z. B. altes Zeitungspapier oder Küchenpapier

Gut in Zeitungspapier einwickeln, keine Plastiktüten verwenden!



HAUSMÜLL

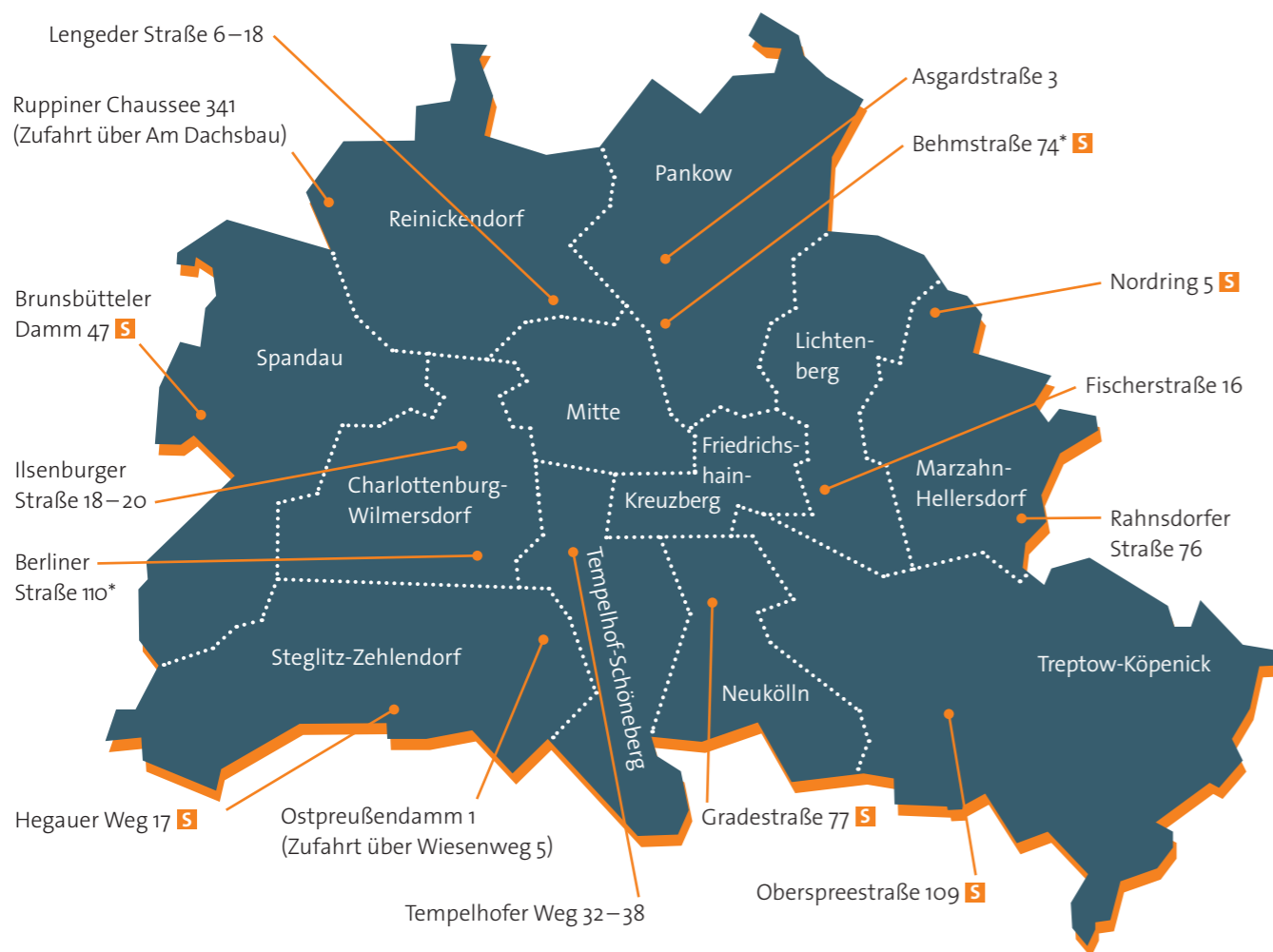
Hygieneartikel
 Hygienepapiere
 Geschirr
 Staubsaugerbeutel
 Papier, verschmutzt oder beschichtet
 Tierstreu
 Windeln
 Tapetenreste
 Folien, verschmutzt
 Farben, eingetrocknet
 Kehricht, Fegereste
 Asche und Aschenbecherinhalt
 Spiegel- und Fensterglasscherben
 Fotos

Bauabfälle oder Schadstoffe bitte nicht in oder neben die Tonne!

Die Recyclinghöfe der BSR

Vieles, was der Eine nicht mehr braucht, wird von einem Anderen verzweifelt gesucht. Der Tausch- und Verschenkmarkt bringt beide zusammen, völlig kostenlos: www.BSR-Verschenkmarkt.de. Das ist Abfallvermeidung pur. Denken Sie beim Einkauf bitte auch an Korb oder Tasche und nutzen Sie Mehrwegangebote.

Leider lassen sich aber nicht alle Abfälle vermeiden. Die gute Nachricht: Die meisten dieser Abfälle lassen sich inzwischen recyceln. Das schont begrenzte Rohstoffe und spart jede Menge CO₂. Die Voraussetzung dafür: Abfalltrennung. Bitte machen Sie mit! Mehr Infos unter www.BSR.de.



Sperrmüll: maximal 2 m³ pro Kfz entgeltfrei (inkl. Altholz, Metallschrott, Teppiche, Teppichboden)

Elektroaltgeräte: maximal 20 haushaltsübliche Elektroaltgeräte entgeltfrei (nicht mehr als 5 Stück pro Geräteart)

Schadstoffe: maximal 20 kg pro Abfallart und Tag entgeltfrei

Den **Sperrmüll-Abholservice** erreichen Sie telefonisch unter 030 7592-4900, per Mail unter Service@BSR.de oder im Internet: www.BSR.de

Öffnungszeiten:

Mo. – Mi., Fr. 07.00 – 17.00 Uhr
Do. 09.30 – 19.30 Uhr
Sa. 07.00 – 15.30 Uhr

* Öffnungszeiten Behmstr./Berliner Str.:

Mo. – Fr. 09.00 – 19.00 Uhr
Sa. 07.00 – 14.30 Uhr

S gleichzeitig Schadstoffsammelstelle

Zum Abtrennen und Sammeln

IMPRESSUM

Berliner Stadtreinigungsbetriebe
Anstalt des öffentlichen Rechts
Ringbahnstraße 96
12103 Berlin
Telefon 030 7592-4900 | Fax 030 7592-2262

V.i.S.d.P.

Sabine Thümler
Leiterin Kommunikation/Pressesprecherin
Telefon 030 7592-2351 | Fax 030 7513-007
E-Mail Sabine.Thuemler@BSR.de

Ansprechpartner

Sollten Sie weitere Informationen benötigen, wenden Sie sich bitte an unsere Ansprechpartnerin Birgit Nimke-Sliwinski
Leiterin Marketing
Telefon 030 7592-2031 | Fax 030 7592-2034
E-Mail Birgit.Nimke-Sliwinski@BSR.de

Konzept

Peperoni Werbe- und PR-Agentur GmbH, Potsdam
Team Peter Eibenstein, Jochen Kirch, Jule Svoboda, Greta Taubert, Peter Quester

Redaktionsteam

Redaktionsleitung Greta Taubert
Text Clara Bergmann, Peter Eibenstein, Claudia Euen, Max Gehry, Katharina Kiklas, Klaus Marquardt, Carmen Vallero
Gestaltung Jule Svoboda
Illustration Julia Fernández, Juliane Filep, Peer Kriesel
Beratung Gerhard Postel

Druck

DruckVogt GmbH, Grafische Betriebe
Schmidstraße 6, 10179 Berlin
Klimaneutral auf 100% Recyclingpapier mit dem Blauen Engel gedruckt

Online

Alle Inhalte des TrenntMagazins, Ansprechpartner für die einzelnen Müllfraktionen, Hintergründe zur Abfalltrennung in Berlin und Wissenswertes rund um die Kampagne „Trennstadt Berlin“ können Sie auch online unter www.trennstadt-berlin.de nachlesen.

Urheberrecht

Alle im TrenntMagazin abgedruckten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder anderweitige Verwendung ist nur mit vorheriger Genehmigung des Herausgebers gestattet.



Die Natur kennt keine Abfälle. Alles, was entsteht und vergeht, hat einen Sinn. Warum muss das eigentlich bei Menschen anders sein? Immer mehr Unternehmen, Initiativen und Privatleute überlegen, wie sie es der Natur gleichtun und in Kreisläufen wirtschaften können. Im nächsten Heft wollen wir sie vorstellen:

Da gibt es zum Beispiel Materialwissenschaftler, die sich überlegt haben, dass man eine leere Shampoo-Flasche ja eigentlich auch in einen Blumentopf pflanzen, kompostieren und eine Avocado daraus ziehen könnte. Cradle-to-Cradle heißt das Prinzip, das Rohstoffe nicht von der Wiege bis zur Bahre führt, sondern eben von der Wiege bis zur Wiege. Ein Rohstoff soll nicht verloren gehen, sondern immer wieder neu verwendet werden. Auch die Großindustrie hat sich dem Gedanken der Kreislaufwirtschaft verschrieben. In der Metallindustrie werden beispielsweise fast 100 Prozent des entstandenen Schrotts recycelt und auch alle entstehenden Nebenprodukte aufbereitet und in den Kreislauf zurückgeführt. In den riesigen Schmelzereien entsteht an Abfall: nichts. Und wo doch Abfälle entstehen, da kümmert sich die Berliner Stadtreinigung um sinnvolle Zirkel: Aus eingesammelten Bio-Abfällen wird ab Herbst Biogas gewonnen, mit dem wiederum die Müllautos betankt werden.

Das motiviert auch Privatleute, sich dem Gedanken des „zero waste“ zu verschreiben und so wenig Abfall wie möglich zu produzieren. Urbane Gärtner nutzen die Prinzipien der Permakultur, um auf Berliner Hausdächern Fische zu züchten und Pflanzen anzubauen. Sind wir auf dem Weg in eine Welt ohne Müll? Im Herbst werden wir es Ihnen verraten.

Das nächste TrenntMagazin erscheint im Herbst 2013.

GETRENNT BEFRAGT

Das gute alte Buch hat ausgedient. Denn seit einiger Zeit ist eine elektronische Alternative auf dem Vormarsch, die als große Errungenschaft in Sachen Ökobilanz gilt. Aber wie sieht es wirklich aus?

**IMMER MEHR PAPIER WIRD DURCH E-BOOKS GESPART.
IST DAS EIGENTLICH ÖKOLOGISCH SINNVOLL?**



JA

„Eine Menge Bäume werden durch meine Hand sterben“, kündigte Stephen King einen seiner letzten Bestseller an. Doch der „Meister des Schreckens“ muss kein schlechtes Öko-Gewissen haben: Seine Bücher erscheinen vom ersten Tag an parallel auch als E-Book. Vorbildlich! Doch wie steht es um den Leser, der elektronische Lektüre auf den E-Reader lädt? Vom aktiven Energieverbrauch her bleibt die Weste weiß – kein anderes Endgerät verbraucht so wenig Strom wie ein Lesegerät mit E-Ink-Display.

Doch natürlich hinterlässt bereits die Produktion solcher Gadgets einen CO₂-Fußabdruck. Das Öko-Institut Freiburg schätzt ihn auf rund 25 Kilogramm, deutlich weniger als bei Tablets und nur ein Zehntel eines Laptops. Diesen Fußabdruck gilt es erst einmal abzuarbeiten. Da pro gedrucktem Buch circa ein Kilogramm Kohlendioxid frei wird, darf der E-Reader nach 25 Pageturnern als echter Saubermann gelten. Aber natürlich nur, wenn man ihn am Ende seiner Lebensdauer fachgerecht recycelt – auch die zumeist enthaltenen Lithium-Akkus gehören nicht in die normale Mülltonne.

Ansgar Warner
ist Chefredakteur und Herausgeber von E-Book-News, dem größten unabhängigen Onlinemagazin zum Thema elektronisches Lesen



NEIN

Viele Bücher immer und überall bei sich zu haben, wird als großer Vorteil der E-Book-Reader gesehen. Man muss keine schweren Bücher tragen und spart zunehmend Papier.

Was dabei leider oftmals vergessen wird: Bei Papier handelt es sich um einen erneuerbaren Rohstoff, der, wenn aus zertifiziertem Handel und mit Anteil an Recyclingfasern, ein geringes Potenzial an Umweltwirkungen hat.

Die mögliche Umweltbelastung bei Herstellung der Reader, der Energieverbrauch beim Aufladen und beim Download der Bücher wird ebenso kaum berücksichtigt. Angesichts des Treibhauspotenzials lohnt sich ein E-Book-Reader im direkten Vergleich zum Taschenbuch erst ab dem Lesen von 64 E-Books, um die Emissionen der Herstellung zu kompensieren. Bei einer Anzahl von circa acht Büchern, die durchschnittlich pro Jahr in Deutschland gelesen werden, sollte das Gerät also mindestens acht Jahre genutzt werden. Ob das wirklich so ist, bleibt bisher unbeantwortet.

Dr.-Ing. René Scheumann
befasst sich am Institut für Technischen Umweltschutz der TU Berlin mit Nachhaltigkeitsindikatoren, angewandter Öko- und Sozialbilanz sowie Industriennetzwerken



FOTO Stephan Pramme

Gute Orte für die Stadt



Die neue TrenntMap ist eine interaktive Karte im Internet und eine ausgezeichnete Orientierungshilfe für alle, die umweltfreundlich einkaufen und sich über Projekte zum Thema Abfallvermeidung, Abfalltrennung oder Recycling informieren möchten.



www.trenntstadt-berlin.de/map